



Leseprobe

Nora Roberts

Dunkle Herzen Roman

»Eine Mischung aus absoluter Spannung und großem Gefühl. Es fällt sehr schwer, dieses Buch vorzeitig wieder aus der Hand zu legen.« *desired.de*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 11. Februar 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die erfolgreiche New Yorker Bildhauerin Clare Kimball wird immer wieder von einem Albtraum gequält: Auf einer einsamen Waldlichtung in der Nähe ihres Heimatortes Emmitsboro in Maryland zelebrieren maskierte Männer ein seltsames Ritual. Clare will herausfinden, was es mit dem Traum auf sich hat und kehrt nach Emmitsboro zurück. In Cameron Rafferty, dem neuen Sheriff, findet sie einen Verbündeten. Aber auch er ahnt nicht, dass hinter der biedereren Fassade der Kleinstadt Ungeheuerliches passiert - und dass Clare schon bald in große Gefahr gerät.



Autor

Nora Roberts

Nora Roberts wurde 1950 in Maryland geboren. Ihren ersten Roman veröffentlichte sie 1981. Inzwischen zählt sie zu den meistgelesenen Autorinnen der Welt: Ihre Bücher haben eine weltweite Gesamtauflage von über 500 Millionen Exemplaren. Auch in Deutschland erobern ihre Bücher und Hörbücher regelmäßig die Bestsellerlisten. Nora Roberts hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Ehemann in Maryland.

Unter dem Namen J. D. Robb veröffentlicht Nora Roberts seit Jahren ebenso erfolgreich Kriminalromane.

NORA
ROBERTS
Dunkle Herzen

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Nina Bader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
DIVINE EVIL

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

Vollständige Taschenbuchausgabe 03/2019
Copyright © 1992 by Nora Roberts
Published by Arrangement with Eleanor Wilder
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Copyright © dieser Ausgabe 2019
by Wilhelm Heyne Verlag,
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München,
unter Verwendung von Motiven von © Shutterstock
(Songquan Deng und Michele Alfieri)
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-42310-7

www.heyne.de

Für meine Söhne

ERSTER TEIL

Dann wären Menschen Engel, und Engel wären Götter

– Alexander Pope –

Vergangenes ist nur Prolog

– Shakespeare –

Erstes Kapitel

Das Ritual begann eine Stunde nach Sonnenuntergang. Lange zuvor war der Kreis – exakt neun Fuß im Durchmesser – vorbereitet worden, man hatte Büsche und Schösslinge gerodet und geweihte Erde über den Boden verstreut.

Dunkle Wolken tanzten geheimnisvoll über die fahle Scheibe des Mondes.

Innerhalb des schützenden Kreises standen dreizehn in schwarze, kuttenähnliche Kapuzenmäntel gehüllte Gestalten. Draußen im Wald stimmte eine einsame Eule ihr Klagelied an. Als der Gong ertönte, verstummte auch sie. Einen Augenblick lang war nur das Flüstern des Windes in den jungen Frühlingsblättern zu hören.

In einer kleinen Grube zur linken Seite des Kreises flackerte bereits das Feuer. Bald würden die Flammen hoch aufzüngeln, angefacht vom Abendwind – oder von anderen Kräften.

Man schrieb den Vorabend des ersten Mai, die Walpurgisnacht, jene Nacht, in der man den Göttern opferte, sie pries und um eine reichhaltige Ernte und den Fortbestand der Familie bat.

Zwei in rote Gewänder gekleidete Frauen traten in den Kreis. In ihren unverhüllten, leichenblassen Gesichtern leuchteten nur die Lippen scharlachrot. Sie wirkten wie Vampire, die sich gerade am Blut ihrer Opfer gelabt hatten. Eine von ihnen ließ gemäß den genauen Anweisungen, die man ihr erteilt hatte, ihr Gewand fallen und stand einen Augenblick lang nackt im Licht des Dutzends schwarzer Kerzen, ehe sie sich auf dem hohen, polierten Holzklotz in Positur legte.

Heute Nacht würde sie ihnen als lebender Altar dienen, die Jungfrau darstellen, die sie anbeteten. Einige von ihnen störten sich allerdings an der Tatsache, dass es sich bei der Frau um

eine Prostituierte handelte, für die Keuschheit ein Fremdwort war. Andere genossen einfach den Anblick ihrer üppigen Rundungen und weit gespreizten Schenkel.

Der Hohepriester, der seine Maske Baphomet, dem Bock von Mendes, gewidmet hatte, stimmte einen monotonen Gesang in verfälschtem Latein an. Als er geendet hatte, hob er die Arme zu dem umgekehrten Pentagramm über dem Altar empor. Dann wurde, um die Luft zu reinigen, eine Glocke geläutet.

Von ihrem Versteck im Gebüsch aus beobachtete ein kleines Mädchen mit großen, neugierigen Augen die Szene. Von der Feuerstelle, wo die Flammen prasselten und Funken in die Luft stoben, zog ein unangenehmer Geruch herüber, und in die Bäume, die den magischen Kreis umgaben, waren seltsame alte Zeichen eingeritzt.

Das Mädchen fragte sich, wo sein Vater wohl war. Es hatte sich, vor Freude über den gelungenen Streich in sich hinein-kichernd, auf dem Rücksitz seines Wagens versteckt. Und als es ihm durch den Wald gefolgt war, hatte es gar keine Angst gehabt. Nicht ein bisschen. Es hatte sich im Gebüsch verborgen und wartete auf einen geeigneten Moment, um sich in seine Arme zu werfen.

Doch er hatte, wie alle anderen, einen langen, dunklen Mantel übergestreift, und nun wusste es nicht mehr genau, wer aus der Gruppe nun eigentlich sein Daddy war. Die nackte Frau machte es verlegen und faszinierte es zugleich, doch das, was die Erwachsenen da taten, kam ihm nicht länger wie ein Spiel vor.

Das Herz pochte ihm bis zum Hals, als der Mann mit der Maske wieder zu singen begann.

»Wir rufen dich, Amon, Gott des Lebens und der Fortpflanzung. Und dich, Pan, Gott der Fleischeslust.«

Jeder Name wurde von den anderen wiederholt. Die Liste war lang.

Die Gruppe begann, sich rhythmisch hin- und herzuwiegen und zu summen, als der Hohepriester einen silbernen Kelch ergriff, trank und den Kelch zwischen die Brüste des Altars setzte.

Dann nahm er ein Schwert auf und wies damit gen Süden, Osten, Norden und Westen, wobei er die vier Höllenfürsten beschwor:

Satan, Herr des Feuers,
Luzifer, der Lichtbringer,
Belial, der keinen Gebieter kennt,
Leviathan, Schlange der Tiefe –

Das kleine Mädchen im Gebüsch erschauerte vor Angst.

»Ave, Satan!«

»Ich rufe dich, Meister, Fürst der Finsternis, Herrscher der Nacht! Öffne die Pforten der Hölle und höre uns an!« Die weithin hallenden Worte des Hohepriesters ähnelten weniger einer Bitte als vielmehr einem Befehl. Während er seine Stimme erhob, hielt er ein Stück Pergament empor, das im Licht der gierigen Flammen blutrot aufleuchtete.

»Auf dass unsere Felder reiche Frucht tragen und unser Vieh sich vermehre. Vernichte unsere Feinde und schlage die, die uns übelwollen, mit Unheil. Schenke uns, deinen getreuen Anhängern, Reichtum und Macht.« Er legte eine Hand auf die Brust des Altars. »In deinem Namen, Herr der Fliegen, nehmen wir, was wir begehren. In deinem Namen sprechen wir: Tod dem Schwachen, Sieg dem Starken. Lass unser Blut heiß durch die Adern fließen und unsere Ruten sich heben! Lass unsere Frauen für uns entbrennen und uns lustvoll empfangen!« Seine Hand glitt den Körper des Altars hinunter bis zu der Stelle zwischen den Schenkeln. Die gut geschulte Prostituierte begann zu stöhnen und sich unter seiner Hand zu winden.

Mit schallender Stimme fuhr der Hohepriester fort, seine Forderungen zu stellen, stach dann mit der Spitze des Schwertes durch das Pergament und hielt es über die Flamme einer schwarzen Kerze, bis nichts davon übrig blieb außer einem leichten Brandgeruch.

Auf ein Zeichen hin zerrten zwei der maskierten Gestalten einen jungen Ziegenbock, der vor Furcht mit den Augen rollte,

in den Kreis. Der Gesang steigerte sich zu einem schrillen Crescendo. Athamas, das zeremonielle Messer, dessen frisch geschliffene Klinge im Mondlicht glitzerte, wurde gezückt.

Als die Klinge die Kehle des weißen Ziegenbocks durchtrennte, versuchte das Mädchen zu schreien, aber kein Laut kam über seine Lippen. Es wollte davonlaufen, doch seine Beine schienen bleischwer und fesselten es an den Boden. So barg es schluchzend das Gesicht in den Händen und wünschte, es könnte nach seinem Vater rufen.

Als es endlich wieder hinzuschauen wagte, war der Boden blutgetränkt. Blut tropfte auch über den Rand einer flachen Silberschale. Die Stimmen der Männer verschwammen in seinem Kopf zu einem dröhnenden Summton, als es sah, wie der enthauptete Kadaver des Ziegenbocks ins Feuer geworfen wurde.

Nun hing der übelkeiterregende Geruch verbrannten Fleisches in der Luft.

Aufheulend riss sich der Mann mit der Bocksmaske seine Kutte vom Leib. Darunter war er nackt, und trotz der kühlen Nachtluft schimmerten feine Schweißperlen auf seiner schneeweißen Haut. Auf seiner Brust glitzerte ein silbernes Amulett mit fremdartigen eingravierten Symbolen.

Er setzte sich rittlings auf den Altar und zwängte sich grob zwischen ihre Schenkel. Mit einem keuchenden Schrei warf sich ein zweiter Mann auf die andere Frau und riss sie zu Boden, während die übrigen ihre Kutten abwarfen, um nackt um die Feuerstelle zu tanzen.

Das Mädchen sah, wie sein Vater, sein eigener Vater, die Hände in das Opferblut tauchte. Es tropfte von seinen Fingern, als er sich den Tanzenden anschloss ...

Clare erwachte von ihrem eigenen Schrei.

Schweratmend und schweißüberströmt kuschelte sie sich enger unter die Bettdecke und tastete mit zitternden Fingern nach dem Schalter der Nachttischlampe. Da ihr das schwache Licht, das diese verbreitete, noch nicht ausreichte, stand sie auf

und knipste weitere Lampen an, bis der kleine Raum hell erleuchtet war. Ihre Hände bebten noch immer, als sie eine Zigarette aus der Packung zupfte und ein Streichholz daranhielt.

Eine Weile blieb sie rauchend auf der Bettkante sitzen. Warum war der Traum gerade jetzt wiedergekommen?

Ihr Therapeut würde behaupten, es handle sich um eine unbewusste Reaktion auf die erneute Heirat ihrer Mutter – ihr Unterbewusstsein wertete das als Verrat an ihrem Vater.

Unsinn!

Ärgerlich stieß Clare den Rauch aus. Ihre Mutter war seit über zwölf Jahren Witwe. Jede geistig gesunde, liebevolle Tochter würde sich wünschen, dass die Mutter glücklich ist. Und sie war eine liebevolle Tochter. Nur was die geistige Gesundheit anging, da war sie nicht so sicher.

Sie erinnerte sich noch gut an das erste Mal, als sie diesen Traum gehabt hatte. Sechs Jahre war sie alt gewesen und schreiend in ihrem Bett erwacht, genau wie heute. Doch dann kamen ihre Eltern ins Zimmer gestürzt, um sie zu beruhigen und zu trösten. Sogar ihr Bruder Blair kam mit weit aufgerissenen Augen und leise wimmernd hinterhergetapst. Die Mutter hatte ihn dann hinausgebracht, während der Vater bei ihr blieb, ihr mit seiner ruhigen, tiefen Stimme vorsang und ihr wieder und wieder versicherte, alles sei nur ein böser Traum gewesen, den sie bald vergessen würde.

Was auch der Fall gewesen war, eine lange Zeit jedenfalls. Doch dann kehrte der Traum wie ein im Dunkeln lauerndes Monster dann und wann zurück, gewöhnlich immer dann, wenn sie angespannt, erschöpft oder besonders verletztlich war.

Clare drückte die Zigarette aus und presste die Finger gegen die Augen. Im Moment stand sie allerdings unter Spannung. In weniger als einer Woche wurde ihre Ausstellung eröffnet, und obwohl sie höchstpersönlich jede einzelne Skulptur, die gezeigt werden sollte, ausgewählt hatte, wurde sie von Zweifeln geplagt.

Vielleicht lag es daran, dass die Kritiker ihre erste Ausstellung vor zwei Jahren so begeistert aufgenommen hatten. Jetzt

sonnte sie sich im Ruhm und hatte demzufolge viel mehr zu verlieren. Und sie wusste, dass die Werke, die ausgestellt wurden, ihre Glanzstücke waren. Wenn diese für mittelmäßig befunden wurden, dann war sie selbst als Künstlerin mittelmäßig.

Konnte es ein vernichtenderes Urteil geben?

Besser, sie machte sich um greifbarere Dinge Sorgen. Sie stand auf und öffnete die Vorhänge. Die Sonne ging gerade auf und überzog die Straßen von Manhattan mit einem rosigen Glanz. Als Clare das Fenster aufstieß, fröstelte sie in der Kühle des Frühlingmorgens.

Draußen war noch alles ruhig. Von fern drang das Rumpeln eines Müllwagens auf seiner morgendlichen Tour herüber, und an der Ecke Canal und Green sah sie eine Stadtstreicherin, die einen Einkaufswagen mit all ihren weltlichen Besitztümern vor sich herschob. Das Quietschen der Räder hallte hohl von den Hauswänden wider.

In der Bäckerei gegenüber brannte Licht. Clare hörte leise Klänge aus *Rigoletto* und schnupperte den köstlichen Duft frischgebackenen Brotes. Ein Taxi ratterte mit klappernden Ventilen vorbei, dann herrschte wieder Stille. Sie hätte mutterseelenallein in der Stadt sein können.

War es das, was sie wollte, fragte sie sich. Allein leben, sich ein ruhiges Plätzchen suchen und in der Einsamkeit vergraben? Manchmal kam es ihr so vor, als schwebte sie haltlos im leeren Raum, unfähig, echte Bindungen einzugehen.

Lag hier der Grund für das Scheitern ihrer Ehe? Sie hatte Rob geliebt, ja, sich jedoch nie an ihn gebunden gefühlt. Und als alles vorüber war, empfand sie zwar Bedauern, aber keine Reue.

Vielleicht hatte Dr. Janowski doch recht, und sie verdrängte die Reue nur, so, wie sie seit dem Tod ihres Vaters jeglichen Kummer in sich hineinfräß. Emotionen konnte sie lediglich durch ihre Kunst ausdrücken.

Und was war daran so schlimm? Clare wollte gerade die Hände in die Taschen ihres Bademantels schieben, als ihr aufging, dass sie ihn gar nicht anhatte. Eine Frau, die in SoHo nur

mit einem dünnen T-Shirt bekleidet am offenen Fenster stand, musste verrückt sein. Ach, was soll's, dachte sie und lehnte sich noch weiter hinaus. Vielleicht war sie ja verrückt. So stand sie da, das hellrote Haar noch vom Schlaf zerzaust, das Gesicht blass und abgespannt, sah zu, wie der Tag anbrach, und lauschte dem Lärm, mit dem die Stadt erwachte.

Dann wandte sie sich ab, bereit, mit ihrer Arbeit zu beginnen.

Es war schon nach zwei Uhr, als Clare den Summer hörte. Das surrende Geräusch ging im Zischen des Schweißbrenners und der aus der Stereoanlage dröhnenden Mozartklänge beinahe unter. Flüchtig erwog sie, es zu ignorieren, aber da die Arbeit an ihrer neuen Skulptur nicht so recht voranging, bot die Unterbrechung eine willkommene Entschuldigung, vorläufig aufzuhören. Sie stellte den Schweißbrenner ab, zog die Schutzhandschuhe aus und durchquerte ihr Studio. Als sie die Gegensprechanlage betätigte, trug sie immer noch Schutzbrille, Helm und Arbeitsschürze.

»Ja bitte?«

»Clare? Angie hier.«

»Komm hoch.« Clare tippte den Sicherheitscode ein, um den Fahrstuhl freizugeben. Nachdem sie Helm und Brille abgenommen hatte, ging sie nachdenklich um die halbfertige Skulptur herum.

Sie stand auf dem Schweißstisch im hinteren Teil des Lofts, umgeben von Clares Werkzeugen – Zangen, Hämmer, Meißel, Schweißbrenneraufsätze und dem robusten Stahlwagen, der ihre Acetylen- und Sauerstoffflaschen enthielt. Ein darunter ausgelegtes riesiges quadratisches Blech schützte den Fußboden vor Funkenflug und herabtropfendem heißem Metall.

Clares Arbeit beherrschte das ganze Loft. Überall lagen Granitbrocken, Kirschholzblöcke, Asche, Stahlrohre und Metallklötze herum, Stemmeisen, Schmirgelpapier, Schweißutensilien und LötKolben waren im ganzen Raum verstreut. Seit jeher lebte Clare gern mit ihrer Arbeit auf Tuchfühlung.

Mit zusammengekniffenen Augen und vorgeschobener

Unterlippe musterte sie ihr jüngstes Projekt. Ihr hatte etwas anderes vorgeschwebt. Als sich die Fahrstuhltür öffnete, machte sie sich nicht die Mühe, sich umzudrehen.

»Hab ich's mir doch gedacht.« Angie LeBeau warf ihre schwarze Lockenmähne zurück und tappte mit einem Fuß, der in einem scharlachroten italienischen Pump steckte, ungeduldig auf den Boden. »Seit über einer Stunde versuche ich, dich zu erreichen.«

»Ich hab das Telefon abgestellt, aber der Anrufbeantworter läuft. Was hältst du hiervon, Angie?«

Angie holte tief Atem und betrachtete die Skulptur auf dem Arbeitstisch. »Ziemlich chaotisch.«

»Genau.« Mit einem zustimmenden Nicken beugte sich Clare tiefer über ihre Arbeit. »Ja, du hast recht. Ich hab die Sache falsch angefangen.«

»Wage es ja nicht, diesen Schweißbrenner zur Hand zu nehmen!« Des Schreiens müde, stapfte Angie durch den Raum und schaltete die Stereoanlage aus. »Verdammt, Clare, wir waren um halb eins im *Russian Tea Room* zum Essen verabredet.«

Clare richtete sich auf und sah ihre Freundin zum ersten Mal voll an. Wie immer bot Angie ein Bild der Eleganz. Das marineblaue Kostüm von Adolfo und die überdimensionale Perlenkette betonten ihre milchkaffeefarbene Haut und die exotischen Gesichtszüge.

Die scharlachrote Lederhandtasche passte genau zu ihren Pumps. Angie legte Wert darauf, Kleidung und Accessoires farblich aufeinander abzustimmen, und hielt ihre Sachen mustergültig in Ordnung. Ihre Schuhe bewahrte sie in durchsichtigen Plastikbehältern auf, die Blusen hingen nach Farbe und Material geordnet im Schrank, und ihre Handtaschen – die Sammlung war schon fast legendär zu nennen – ruhten in den Fächern eines eigens zu diesem Zweck angefertigten Regals.

Was Clare betraf, so konnte sie froh sein, wenn sie in dem schwarzen Loch ihres Schrankes zwei zusammengehörige Schuhe herauskramen konnte. *Ihre* Handtaschensammlung

bestand aus einer guten schwarzen Abendtasche und einem großen Leinensack. Nicht zum ersten Mal wunderte sich Clare, wie sie und Angie sich jemals hatten anfreunden – und Freundinnen bleiben können.

Im Moment allerdings stand die Freundschaft etwas auf der Kippe, stellte sie fest. Angies dunkle Augen sprühten Feuer, und sie trommelte mit den langen, scharlachrot lackierten Fingernägeln wütend auf ihrer Tasche herum.

»Bleib so stehen, genau so.« Clare schoss durch den Raum, um den unordentlichen Haufen auf ihrem Sofa nach einem Skizzenblock zu durchwühlen. Achtlos warf sie ein Sweatshirt, eine Seidenbluse, ungeöffnete Briefe, einen leeren Fritos-Karton, einige Taschenbücher sowie eine Wasserpistole beiseite.

»Herrgott noch mal, Clare ...«

»Nicht bewegen!« Den Block in der einen Hand, schob sie mit der anderen ein Kissen zur Seite und fand ein Stück Zeichenkohle. »Wenn du sauer bist, siehst du besonders gut aus«, grinste sie.

»Hexe«, knurrte Angie, verbiss sich aber dabei ein Lachen.

»Das ist es! Wunderbar!« Clares Stift flog über das Papier. »Himmel, diese Wangenknochen! Wer hätte gedacht, dass die Mischung von afrikanischen, französischen und Cherokee-Erbanlagen so umwerfende Gesichtszüge ergibt. Fletsch doch bitte mal kurz die Zähne, ja?«

»Leg endlich den dämlichen Block weg! Schmeicheln hilft dir auch nichts mehr. Ich habe eine geschlagene Stunde im *Russian Tea Room* gesessen, Perrier getrunken und vor Langeweile am Tischtuch geknabbert.«

»Tut mir leid, ich hab's total vergessen.«

»Was gibt's sonst Neues?«

Clare legte die Skizze fort, wohl wissend, dass sich Angie darauf stürzen würde, sobald sie ihr den Rücken zukehrte.

»Möchtest du was essen?«

»Ich hab mir im Taxi einen Hot Dog einverleibt.«

»Gut, ich hol mir eben was, und du erzählst mir, worüber wir uns eigentlich unterhalten wollten.«

»Über die Show, du Trotteltier.« Angie begutachtete die Skizze und unterdrückte ein Lächeln. Clare hatte sie mit aus den Ohren lodernden Flammen dargestellt. Ohne ihre Belustigung zu zeigen, sah sie sich nach einer Sitzgelegenheit um und ließ sich schließlich auf der Sofalehne nieder. Wer wusste schon, was sich sonst noch alles unter diesen Kissen verbarg. »Hast du vor, in absehbarer Zeit jemanden zu engagieren, der hier mal gründlich ausmistet?«

»Nein. Mir gefällt es, wie es ist.« Clare ging in die winzige Küche, kaum größer als ein Alkoven, in der Ecke des Studios. »Das beflügelt meine schöpferische Fantasie.«

»Den Quatsch von wegen künstlerischem Temperament kannst du deiner Großmutter erzählen, Clare. Ich weiß zufällig, dass du bloß ein Riesenfaulpelz bist.«

»Wo du recht hast, hast du recht.« Clare kehrte mit einer Riesenschüssel Schokoladeneis und einem Teelöffel bewaffnet aus der Küche zurück. »Möchtest du was abhaben?«

»Nein, danke.« Für Angie war es eine Quelle ständigen Ärgernisses, dass Clare sich mit Junkfood vollstopfen konnte, wann immer sie wollte – und das kam häufig vor –, ohne dass ihrer gertenschlanken Figur etwas anzumerken war.

Heutzutage war Clare zwar nicht mehr so klapperdürr wie in ihrer Kinderzeit, aber immer noch so schmal, dass sie nicht – wie Angie – jeden Morgen einen besorgten Blick auf die Waage werfen musste. Angie sah zu, wie Clare in ihrer Latzhose und der Lederschürze darüber dastand und Kalorien in sich hineinschaufelte. Wahrscheinlich trug sie unter der Hose mal wieder nichts als nackte Haut.

Clare hatte keinerlei Make-up aufgelegt. Ihre Haut war mit zartgoldenen Sommersprossen übersät, die dunkelgoldenen schimmernden Augen wirkten riesig in dem dreieckigen Gesichtchen mit dem weichen, großzügigen Mund und der kleinen, geraden Nase. Trotz des zerzausten, feurigen Haarschopfes, der gerade lang genug war, um zu einem stoppeligen Pferdeschwanz zusammengefasst zu werden, und ihrer ungewöhnlichen Größe umgab Clare eine Aura von Zerbrechlichkeit, die

in Angie, die mit ihren zweiunddreißig Jahren nur zwei Jahre älter als sie war, Muttergefühle weckte.

»Mädchen, wann lernst du endlich, dich hinzusetzen und in Ruhe zu essen? Und zwar eine ordentliche Mahlzeit.«

Grinsend tauchte Clare den Löffel in das Eis. »Da du dir wieder Sorgen um mich machst, nehme ich an, dass du mir verziehen hast.« Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen und stützte einen stiefelbekleideten Fuß auf den unteren Holm.

»Das mit der Verabredung tut mir wirklich leid.«

»Das tut es dir hinterher immer. Schon mal daran gedacht, dir Notizen zu machen?«

»Ich schreib's mir ja meistens auf. Bloß dann vergesse ich, wo ich die Zettel hingetan habe.«

Mit dem tropfenden Löffel deutete sie auf die Unordnung in dem riesigen Raum. Das Sofa, auf dem Angie saß, gehörte zu den wenigen Möbelstücken darin. Dazu besaß sie noch einen Tisch, der unter Bergen von Zeitungen und leeren Limonadenflaschen beinahe verschwand, und einen weiteren Stuhl, der achtlos in eine Ecke geschoben worden war, wo er als Sockel für eine schwarze Marmorbüste diente. Die Wände waren mit Bildern übersät, und Skulpturen in verschiedenen Stadien der Fertigstellung vereinnahmten jedes freie Fleckchen. Eine schmiedeeiserne Treppe führte zu dem ehemaligen Speicher, den Clare zum Schlafzimmer umgewandelt hatte. Doch der Rest der ungeheuren Wohnfläche des Lofts, in dem sie seit fünf Jahren lebte, gehörte ihrer Kunst.

Während ihrer ersten achtzehn Lebensjahre hatte sich Clare stets bemüht, den hohen Ansprüchen ihrer Mutter hinsichtlich Ordnung und Sauberkeit gerecht zu werden. Doch nachdem sie nur drei Wochen auf eigenen Füßen gestanden hatte, war sie bereits zu der Erkenntnis gelangt, dass das Chaos ihre natürliche Lebensform war.

Sie grinste Angie verschmitzt an. »Wie soll ich denn in diesem Durcheinander etwas wiederfinden?«

»Manchmal wundere ich mich, dass du überhaupt daran denkst, morgens aufzustehen.«

»Du machst dir ja nur Sorgen wegen der Ausstellung.« Clare stellte die halb geleerte Schüssel auf dem Boden ab, wo, wie Angie vermutete, das Eis still vor sich hinschmelzen würde. Clare griff nach ihrer Zigarettenschmuckung und fand wie durch ein Wunder auch noch Streichhölzer.

»Sinnlos, sich darüber Gedanken zu machen. Entweder kommen meine Arbeiten gut an oder fallen durch.«

»Wie wahr. Und warum siehst du dann so aus, als hättest du höchstens vier Stunden Schlaf abgekriegt?«

»Fünf«, berichtete Clare, doch sie mochte nicht auf den Traum zu sprechen kommen. »Ich bin zugegebenermaßen ein bisschen unruhig, aber nicht besorgt. Du und dein Göttergatte, ihr sorgt euch schon für mich mit.«

»Jean-Paul ist nur noch ein Wrack«, gab Angie zu. Seit zwei Jahren war sie nun schon mit dem Galeriebesitzer verheiratet und von seinem Verstand, seiner Leidenschaft für Kunst und seinem herrlichen Körper noch immer so bezaubert wie am ersten Tag. »Schließlich ist es die erste große Ausstellung in der neuen Galerie. Es geht nicht nur um deinen Kopf.«

»Ich weiß.« Clare schloss kurz die Augen, als sie daran dachte, wie viel Geld, Zeit und Hoffnungen die LeBeaus in ihre neue, vergrößerte Galerie investiert hatten. »Ich lasse euch nicht hängen.«

Angie bemerkte, dass Clare trotz gegenteiliger Beteuerungen genauso nervös war wie sie alle. »Das wissen wir«, sagte sie, wobei sie absichtlich einen leichten Tonfall anschlug. »Wir rechnen damit, nach deiner Ausstellung als die führende Galerie der West Side zu gelten. In der Zwischenzeit möchte ich dich daran erinnern, dass du morgen früh um zehn ein Interview für das *New York Magazine* und mittags eins für die *Times* geben musst.«

»Ach, Angie.«

»Diesmal gibt es kein Entrinnen.« Angie schlug ihre wohlgeformten Beine übereinander. »Du triffst den Journalisten vom *New York Magazine* in unserem Penthouse. Mir graut bei der Vorstellung, dass du Pressevertreter hier empfängst.«

»Du willst doch bloß ein Auge auf mich haben.«

»So ist es. Mittagessen um Punkt eins im *Le Cirque*.«

»Ich wollte mir eigentlich mal kurz die Galerie ansehen.«

»Dafür bleibt noch genug Zeit. Ich bin um neun Uhr hier und überzeuge mich persönlich, dass du aufgestanden und angezogen bist.«

»Ich hasse Interviews«, brummte Clare.

»Sei tapfer.« Angie fasste sie bei der Schulter und küsste sie auf beide Wangen. »Und nun ruh dich ein bisschen aus. Du siehst wirklich mitgenommen aus.«

Clare stützte die Ellbogen auf die Knie. »Willst du mir nicht auch noch die Sachen rauslegen, die ich morgen anziehen soll?«, fragte sie, als Angie zum Fahrstuhl ging.

»Ich denk drüber nach.«

Wieder sich selbst überlassen, blieb Clare ein paar Minuten grübelnd sitzen. Sie verabscheute Interviews; all diese hochtrabenden und allzu persönlichen Fragen. Man wurde gemustert, abgeschätzt und dann in seine Einzelteile zerlegt. Ihr graute jetzt schon davor, also tat sie, was sie immer machte, wenn sich unangenehme Dinge nicht vermeiden ließen: sich zwingen, nicht mehr daran zu denken. Sie fühlte sich ausgelaugt und viel zu müde, um sich wieder auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Außerdem war ihr nichts, was sie in den letzten Wochen in Angriff genommen hatte, so richtig gelungen. Aber sie war innerlich viel zu aufgewühlt, um ein Schläfchen zu halten oder sich der Länge nach auf dem Boden auszustrecken und das Tagesprogramm im Fernsehen zu verfolgen.

Kurzentschlossen erhob sie sich und ging zu einem mächtigen Schrankkoffer, der ihr als Sitzgelegenheit, Tisch und Behältnis für allen möglichen Krimskrams diente, hinüber. Sie klappte den Deckel hoch und wühlte sich durch ein altes Ballkleid, die Kappe, die sie zum Schulabschluss erhalten hatte, ihren Brautschleier, der ihr drei Reaktionen zugleich entlockte – Überraschung, Belustigung und Bedauern – und ein Paar Tennisschuhe, die sie schon abgeschrieben hatte, bis sie endlich auf ein Fotoalbum stieß.

Doch, sie war einsam, gestand Clare sich ein, als sie das Album zum Sessel am Fenster mitnahm. Sie vermisste ihre Familie. Und wenn sie alle schon so weit von ihr entfernt waren, dann konnte sie sich wenigstens mit Fotos trösten.

Der erste Schnappschuss entlockte ihr ein Lächeln. Ein verblasstes Schwarzweißfoto von ihr und ihrem Zwillingbruder Blair als Kleinkinder. Blair und Clare, dachte sie seufzend. Wie oft hatten sie und ihr Zwilling über die Entscheidung ihrer Eltern, ihnen beiden sich reimende Namen zu geben, geschimpft. Das Foto war ziemlich verschwommen, ein Werk ihres Vaters, der in seinem ganzen Leben kein gestochen scharfes Foto zustande gebracht hatte.

»Ich habe zwei linke Hände«, pflegte er zu sagen. »Technische Geräte nehmen in meinen Händen ein böswilliges Eigenleben an. Aber gebt mir eine Handvoll Samen und etwas Erde, und ich ziehe euch die schönsten Blumen im ganzen Land.«

Was nicht übertrieben war, dachte Clare. Ihre Mutter war handwerklich ausgesprochen begabt, konnte Toaster reparieren und verstopfte Abflussrohre reinigen, während Jack Kimball mit Hacke, Spaten und Heckenschere ihren Garten an der Ecke Oak Leaf und Mountain View in Emmitsboro, Maryland, in ein Schmuckstück verwandelte.

Den Beweis dafür hielt sie gerade in den Händen; ein Foto, das ihre Mutter aufgenommen hatte, exakt belichtet und mit perfekter Bildaufteilung. Die kleinen Kimball-Zwillinge tummelten sich auf einer auf dem sorgfältig getrimmten Rasen ausgebreiteten Decke. Dahinter blühten üppige Frühlingsblumen: Akelei, Flammende Herzen, Maiglöckchen und Springkraut, alle sauber angepflanzt, ohne jedoch in Beete gezwängt zu werden.

Da war auch ein Foto von ihrer Mutter. Clare zuckte zusammen, als ihr aufging, dass sie auf eine Frau blickte, die jünger war als sie selbst. Rosemary Kimballs Haar schimmerte wie dunkelgoldener Honig und war im Stil der frühen sechziger Jahre frisiert, und sie lachte strahlend in die Kamera, ein Baby auf jeder Hüfte.

Bildhübsch war die Mutter damals gewesen, dachte Clare, trotz der schrecklichen Frisur und dem übertriebenen Make-up der damaligen Zeit. Auch heute noch galt Rosemary Kimball mit ihrem blonden Haar, den blauen Augen, der ausgezeichneten Figur und den feinen, ebenmäßigen Gesichtszügen als eine ausgesprochen gutaussehende Frau.

Ein Foto von Clares Vater in Shorts, mit Gartenerde an den knöchigen Knien, der sich auf seine Hacke lehnte und selbstsicher in die Kamera grinste. Sein rotes Haar war zu einem Bürstenschnitt gestutzt, und seine blasse Haut zeigte erste Anzeichen eines Sonnenbrandes. Jack Kimball schien nur aus Beinen und Ellenbogen zu bestehen, eine linkische menschliche Vogelscheuche, die Blumen über alles geliebt hatte.

Tränen traten Clare in die Augen, als sie weiterblätterte. Weihnachtsfotos, sie und Blair vor einem schiefen Weihnachtsbaum. Beide saßen auf glänzenden roten Dreirädern. Obwohl sie Zwillinge waren, bestand keine große Ähnlichkeit. Blair ähnelte äußerlich eher der Mutter, Clare dem Vater, so, als ob sich die Babys bereits im Mutterleib jeder für eine Seite entschieden hätten. Blair sah vom Kopf bis zu den Spitzen seiner roten Kniestrümpfe wie ein kleiner Engel aus. Clares Haarband hatte sich gelöst, und die weißen Strumpfhosen unter ihrem gestärkten Organdykleid schlugen Falten. Sie war nun mal das hässliche Entlein der Familie, das es nie ganz geschafft hatte, sich zu einem schönen Schwan zu mausern.

Die folgenden Fotos dokumentierten das Leben einer Familie mit heranwachsenden Kindern. Geburtstage, Picknicks, Urlaub, Freizeit. Ab und an tauchten Bilder von Freunden oder Verwandten auf. Blair, der bei der Memorial-Day-Parade in seiner schmucken Uniform die Main Street entlangmarschierte. Clare, den Arm um Pudge, den fetten Beagle, gelegt, der mehr als zehn Jahre lang ihr Haustier gewesen war. Die Zwillinge zusammen in einem Zelt, das die Mutter hinten im Hof aufgestellt hatte. Die Eltern im Sonntagsausgehstaat vor der Kirche, an einem Ostersonntag. Damals war der Vater reumütig in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt.

Auch eine Sammlung von Zeitungsausschnitten über Jack Kimball war dabei. Einmal hatte ihm der Bürgermeister von Emmitsboro in Anerkennung seiner Verdienste um die Gemeinde eine Ehrenmedaille verliehen. Ein anderer Bericht handelte von ihrem Vater und *Kimball Realty*; die Ein-Mann-Firma, die zu einem florierenden Großunternehmen mit vier Niederlassungen angewachsen war, wurde als Musterbeispiel für die Verwirklichung des amerikanischen Traums beschrieben.

Jack Kimballs größter Coup war der Verkauf einer hundertfünfzig Morgen großen Farm an eine Baugesellschaft, die sich auf die Planung und Konstruktion von Einkaufszentren spezialisiert hatte, gewesen. Einige Einwohner beklagten damals zwar, dass die ruhige Abgeschlossenheit von Emmitsboro einem Achtzig-Betten-Motel, Fastfoodläden und Warenhäusern zum Opfer fallen sollte, aber die Mehrheit war der Ansicht, Fortschritt tue dringend not. Das Einkaufszentrum würde Arbeitsplätze schaffen und den Lebensstandard verbessern.

Clares Vater gehörte zu denjenigen Vertretern der städtischen Prominenz, die beim ersten Spatenstich anwesend waren.

Danach hatte er zu trinken begonnen.

Anfangs noch in Maßen, so dass kaum jemand etwas bemerkte. Zwar schien er stets von einer Whiskeydunstwolke umgeben, doch ging er weiterhin seiner Arbeit nach und kümmernte sich um den Garten.

Je mehr sich das Einkaufszentrum der Fertigstellung näherte, desto mehr trank er.

Zwei Tage nach der prunkvollen Eröffnungsfeier an einem schwülheißen Augustabend leerte er eine ganze Flasche und stürzte oder sprang danach aus dem Fenster im dritten Stock.

Niemand hielt sich zu der Zeit im Haus auf. Ihre Mutter war bei dem monatlich stattfindenden Treffen mit ihren Freundinnen, wo gegessen, gelacht und geklatscht wurde, Blair zeltete mit Freunden im Wald östlich der Stadt. Und Clare selbst sprudelte vor Freude und Erregung über ihr erstes Rendezvous geradezu über.

Mit geschlossenen Augen, das Album fest an sich gepresst,

schlüpfte Clare wieder in die Hülle des fünfzehnjährigen, für sein Alter hoch aufgeschossenen Mädchens, dessen riesige Augen vor Aufregung funkelten. Sie hatte den Abend auf der ländlichen Kirmes verbracht.

Im Arm hielt sie den kleinen Stoffelefanten, der Bobby Meese sieben Dollar fünfzig gekostet hatte, bis er ihn endlich an der Schießbude gewann. Im Riesenrad hatte Bobby sie dann geküsst und ihre Hand gehalten.

Die Ereignisse standen ihr wieder so klar und deutlich vor Augen, dass sie den Verkehrslärm von Manhattan nicht mehr zur Kenntnis nahm und stattdessen die leisen Geräusche eines Sommers auf dem Land zu hören glaubte.

Sie war sicher gewesen, dass ihr Vater auf sie warten würde. Als sie Arm in Arm mit Bobby fortgegangen war, hatte sich ein Schleier über seine Augen gelegt. Clare hoffte, dass sie später wieder mit ihrem Vater auf dem alten Gartentor beisammensitzen und sich unterhalten konnte, wie sie es oft taten, während Nachtfalter gegen die gelben Lampen prallten und die Grillen im Gras zirpten. Schließlich wollte sie ihm von ihrem Abenteuer berichten.

Ihre Turnschuhe verursachten nicht das geringste Geräusch auf dem schimmernden Holz, als sie die Treppe hinaufstieg. Sogar heute noch, Jahre später, erinnerte sie sich an die kribbelnde Erregung, die sie verspürt hatte. Die Schlafzimmertür stand offen, und sie spähte hinein und rief seinen Namen.

»Daddy?«

Im Schein des Mondlichts konnte sie erkennen, dass das Bett ihrer Eltern noch unberührt war, also drehte sie sich um und ging in den dritten Stock. Oft arbeitete der Vater noch spät-abends in seinem Büro. Oder er trank spät-abends in seinem Büro. Rasch verdrängte Clare diesen Gedanken. Wenn er ge-trunken hatte, würde sie ihn überreden, mit hinunterzukom-men, ihm einen Kaffee machen und ihm gut zureden, bis der gehetzte Ausdruck, der seit einiger Zeit ständig in seinen Augen stand, verschwand. Bald würde er wieder lachen und den Arm um ihre Schulter legen.

Unter seiner Bürotür schimmerte noch Licht. Zuerst klopfte sie an, eine festverwurzelte Gewohnheit, denn obwohl sich die Familienmitglieder so nahestanden, respektierten sie dennoch die Privatsphäre des Einzelnen.

»Daddy? Ich bin wieder da!«

Dass die erwartete Antwort ausblieb, irritierte sie. Zögernd blieb sie stehen, und aus irgendeinem unerklärlichen Grund spürte sie das dringende Bedürfnis, sich umzudrehen und wegzulaufen. Sie hatte einen kupferartigen Geschmack im Mund; ein Zeichen von Angst, das sie jedoch nicht zu deuten wusste. Sie trat sogar einen Schritt zurück, ehe sie das Unbehagen abschüttelte und nach der Türklinke griff.

»Dad?« Sie konnte nur beten, dass sie ihn nicht betrunken schnarchend hinter seinem Schreibtisch zusammengesunken vorfinden würde. Die Vorstellung ließ sie die Klinke fester packen; Ärger stieg in ihr hoch, da sie fürchtete, er würde ihr den schönsten Abend ihres Lebens durch seinen Whiskeykonsum verderben. Er war ihr Vater, und als solcher hatte er für sie da zu sein und sie nicht zu enttäuschen. Entschlossen stieß sie die Tür auf.

Zuerst war sie ein bisschen verwirrt. Obwohl das Licht in dem umgebauten Dachgeschoss brannte und der große tragbare Ventilator die heiße Luft durcheinanderwirbelte, war der Raum leer. Als sie den strengen, säuerlichen Whiskeygeruch wahrnahm, rümpfte sie angewidert die Nase. Glassplitter knirschten unter den Sohlen ihrer Turnschuhe. Vorsichtig stieg sie über die Überreste einer Flasche *Irish Mist* hinweg.

War er weggegangen? Hatte er die Flasche geleert, sie beiseitegeworfen und war dann aus dem Haus getorkelt?

Ihre erste Reaktion war ein heftiges Schamgefühl; von der Art, wie es nur Teenager empfinden können. Wenn ihn nun jemand in diesem Zustand sah, einer von ihren Freunden oder dessen Eltern! In einer Kleinstadt wie Emmitsboro kannte jeder jeden. Nicht auszudenken, wenn jemand mitbekam, wie ihr Vater betrunken die Straße entlangschwankte!

Den kostbaren Elefanten – ihr erstes Geschenk von einem

Verehrer – fest an sich gepresst, stand sie mitten im Raum unter der Dachschräge und fragte sich verzweifelt, was sie nun tun sollte.

Wenn doch nur die Mutter zu Hause gewesen wäre, dachte sie mit aufkeimendem Zorn. Wäre die Mutter zu Hause gewesen, dann wäre der Vater nicht allein fortgegangen. Sie hätte ihn beruhigt, zur Vernunft gebracht und dann ins Bett gesteckt. Und Blair war mit seinen albernen Freunden zum Zelten gegangen, hockte jetzt vermutlich am Lagerfeuer, trank Budweiser und las Playboyhefte.

Auch sie selbst war ausgegangen und hatte ihn allein gelassen, dachte sie, ob ihrer Unschlüssigkeit den Tränen nah. Sollte sie hierbleiben und warten, oder sollte sie ihn suchen gehen?

Ihn suchen gehen. Ihr Entschluss stand fest. Sie ging zum Schreibtisch hinüber, um die Lampe auszuschalten, dabei knirschte wieder Glas unter ihren Füßen. Komisch, überlegte sie. Wenn er die Flasche in Türnähe zerbrochen hatte, wie kam dann so viel Glas hinter den Schreibtisch? Und unter das Fenster?

Langsam hob sie den Blick von den langen, gezackten Scherben zu dem schmalen, hohen Fenster hinter dem Schreibtisch ihres Vaters. Das Fenster war nicht offen, sondern kaputt. Türkische spitze Glasscherben hingen immer noch am Rahmen. Mit weichen Knien schlich sie vorsichtig vorwärts, immer näher. Und blickte hinunter auf die geflieste Terrasse, wo ihr Vater rücklings auf den Steinplatten lag, von einem der Pfähle, die er am selben Nachmittag noch eingeschlagen hatte, buchstäblich aufgespießt.

Clare erinnerte sich, dass sie kopflös losgerannt war, auf den Stufen stolperte, sich wieder fing, durch die langgezogene Halle rannte, dann der Schwingtür zur Küche einen Tritt versetzte und die hintere Glastür, die ins Freie führte, aufriss. Er lag da wie eine zerbrochene Puppe, blutend, den Mund weit geöffnet, so, als wolle er etwas sagen. Oder schreien. Die scharfe, blutverkrustete Spitze des Pfahls ragte aus seiner Brust.

Aus weit aufgerissenen, blicklosen Augen starrte er sie an. Clare schüttelte ihn, schrie ihn an, versuchte, den leblosen

Körper hochzuzerren, dann verlegte sie sich auf Betteln und Flehen, doch er regte sich nicht mehr. Der Geruch von Blut, seinem Blut, stieg ihr in die Nase und vermischte sich mit dem schweren Duft der Sommerrosen, die er so geliebt hatte.

Da begann sie zu schreien. Sie schrie und schrie, bis die Nachbarn sie beide fanden.

Zweites Kapitel

Cameron Rafferty hasste Friedhöfe. Nicht etwa, weil er abergläubisch war – er gehörte nicht zu der Sorte Mensch, die schwarzen Katzen aus dem Weg ging oder vorsorglich auf Holz klopfte –, sondern weil er die Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit scheute. Er wusste, dass er nicht ewig leben würde, und er war sich bewusst, dass gerade er als Cop sich häufiger als andere Menschen in Lebensgefahr begab. Doch das war sein Job, so wie das ganze Leben ein Job war und der Tod den endgültigen Ruhestand bedeutete.

Aber der Teufel sollte ihn holen, wenn er sich gerne von marmornen Gedenksteinen und verwelkten Blumenarrangements daran erinnern ließ.

Wie dem auch sei, er war gekommen, um einen Blick auf ein Grab zu werfen, und Gräber traten für gewöhnlich in Rudeln auf und vereinigten sich zu Friedhöfen. Dieser hier gehörte zu der katholischen Marienkirche und lag auf einem verwilderten Stück Land im Schatten des alten Glockenturms. Die kleine, stabile Steinkirche hatte Wetter und Sünde seit einhundertdreißig Jahren erfolgreich getrotzt, und die letzte Ruhestätte für die in die Ewigkeit eingegangenen Katholiken war mit Stacheldraht eingezäunt. Die meisten der rostigen Dornen fehlten, doch niemand störte sich groß daran.

Heutzutage bekannten sich die meisten Einwohner von Emmitsboro entweder zu der methodistischen Kirche an der Main Street oder der lutherischen Kirche Ecke Poplar. Auch die

Baptisten im Süden der Stadt und die Katholiken hatten ihre kleine Gemeinde – wobei die Baptisten einen leichten Vorteil verzeichnen konnten.

Seit den siebziger Jahren hatte die Anzahl der Kirchengänge immer mehr zugenommen, so dass in der Marienkirche nur noch die Sonntagsmesse abgehalten wurde. Die Priester der Sankt-Anna-Kirche in Hagerstown wechselten sich dabei untereinander mit dem Religionsunterricht und der darauf folgenden Neun-Uhr-Messe ab. Ansonsten wurde die Marienkirche nicht mehr viel genutzt, außer um die Oster- und Weihnachtszeit. Und natürlich zu Hochzeiten und Beerdigungen. Egal, wohin sich die Schäfchen auch verirrt haben mochten, am Ende kehrten sie zur Marienkirche zurück, um dort zur letzten Ruhe gebettet zu werden.

Diese Vorstellung war nicht dazu angetan, Cam, der dort am Taufbecken, direkt vor der großen, strengblickenden Marienstatue getauft worden war, zu beruhigen.

Es war eine wundervolle Nacht, etwas kühl und windig zwar, aber dafür leuchtete der Himmel sternenklar. Viel lieber hätte er jetzt mit einer kalten Flasche *Rolling Rock* auf seiner Veranda gesessen und durch sein Teleskop die Sterne betrachtet. Tatsächlich hätte er es sogar vorgezogen, einen ausgerasteten Junkie durch dunkle Straßen zu jagen. Dem möglichen Tod mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten ließ den Adrenalinspiegel hochschnellen und hielt einen davon ab, allzu sehr über die unausweichlichen Tatsachen des Lebens nachzugrübeln. Aber auf diesem Knochenacker über moderne Gebeine hinwegzustapfen, das führte einem die Vergänglichkeit des Seins viel zu deutlich vor Augen.

Der hohle Schrei einer Eule ließ Deputy Bud Hewitt, der neben Cam ging, zusammenzucken. Der Deputy grinste einfältig und räusperte sich.

»Gruseliges Fleckchen, was, Sheriff?«

Cam gab ein unverbindliches Grunzen von sich. Mit seinen dreißig Jahren war er nur drei Jahre älter als Bud und in derselben Ecke der Dog Run Road aufgewachsen. Während seines

letzten Jahres an der Emmitsboro High School war er drei wilde Monate lang mit dessen Schwester Sarah ausgegangen und hatte persönlich Buds erste Erfahrungen mit Alkohol überwacht. Doch er wusste, dass Bud es als seine Pflicht betrachtete, ihn mit »Sheriff« zu titulieren.

»Tagsüber ist's ja nur halb so schlimm«, fuhr Bud fort. Er hatte ein unscheinbares, rosiges Kindergesicht und strohfarbened Haar, das ihm stets wirr vom Kopf abstand, egal wie oft er es mit einem nassen Kamm zu bändigen suchte.

»Aber nachts denkt man unwillkürlich an all diese Vampirfilme.«

»Hier gibt es keine Untoten, sondern schlicht und einfach nur Dahingeshiedene.«

»Ja, ja.« Trotzdem wünschte Bud, er hätte Silberkugeln statt der üblichen Munition in seinem Dienstrevolver.

»Da drüben ist es, Sheriff.«

Die beiden Teenager, die sich ausgerechnet den Friedhof als Liebestreff auserkoren hatten, wiesen ihm den Weg. Sie waren vollkommen verstört gewesen, als sie zu ihm gerannt kamen und an seine Tür hämmerten, doch nun schienen sie die Aufregung zu genießen.

»Genau hier.« Der siebzehnjährige Junge in der verschossenen Jeansjacke deutete mit dem Finger auf die Stelle. Im linken Ohr trug er einen kleinen goldenen Ohrstecker, was in einer Stadt wie Emmitsboro entweder ein Zeichen von Mut oder von Dummheit war. Das Mädchen an seiner Seite, ein schnuckeliger Cheerleadertyp, schüttelte sich leicht. Beiden war klar, dass sie am kommenden Montag die Stars der Emmitsboro High sein würden.

Cam richtete den Strahl seiner Taschenlampe auf den umgeworfenen Grabstein, der besagte, dass hier John Robert Hardy ruhte; ein Kleinkind, das nur ein kurzes Jahr gelebt hatte und seit über hundert Jahren hier lag. Neben dem umgestürzten Grabstein gähnte ein dunkles, leeres Loch.

»Sehen Sie? Genau, wie wir gesagt haben.« Der Junge schluckte vernehmlich. Im schummrigen Licht schimmerten seine Augäpfel weiß. »Jemand hat das Grab geöffnet.«

»Das sehe ich selber, Josh.« Cam bückte sich und leuchtete direkt in das Loch. Außer Erde und einem modrigen Geruch war nichts da.

»Glauben Sie, dass es Grabräuber waren, Sheriff?« Joshs Stimme klang aufgeregt. Er schämte sich, dass er hakenschlagend wie ein Hase geflüchtet war, nachdem Sally und er beinahe in das offene Grab gekugelt wären, als sie sich engumschlungen auf dem Rasen wälzten. Lieber erinnerte er sich daran, wie seine Hand unter ihr T-Shirt geglitten war. Und damit sie das auch nicht vergaß, gab er sich nun betont männlich. »Ich habe gelesen, dass sie Gräber ausheben, um nach Schmuck und Leichenteilen zu suchen. Die verkaufen sie dann zu Forschungszwecken und so.«

»Ich glaube nicht, dass sie hier viel gefunden haben.« Cam richtete sich auf. Obwohl er sich als einen vernünftigen Menschen betrachtete, war es ihm beim Blick in das klaffende Grab kalt den Rücken heruntergelaufen. »Du bringst Sally jetzt am besten nach Hause. Wir kümmern uns um die Angelegenheit.«

Sally sah ihn aus großen Augen an. Ingeheim schwärmte sie für Sheriff Rafferty. Einmal hatte sie gehört, wie sich ihre Mutter mit einer Nachbarin über dessen wilde Teenagerjahre in Emmitsboro unterhielt, als er eine Lederjacke getragen, ein Motorrad gefahren und im Streit um ein Mädchen *Clydes Tavernes* kurz und klein geschlagen hatte.

Das Motorrad besaß er immer noch, und er wirkte auf sie, als könne er es auch heute noch ziemlich wüst treiben, wenn er wollte. Cam war groß, drahtig und kräftig und trug keine langweilige Khakiuniform wie Bud Hewitt, sondern enge Jeans und ein Baumwollhemd mit hochgekrepelten Ärmeln. Das schwarze Haar fiel in Locken über seine Ohren bis auf den Hemdkragen, und gerade jetzt fiel das Mondlicht auf sein schmales Gesicht und betonte seine hohen Wangenknochen. Ihr siebzehnjähriges Herz hüpfte. Nach Sallys Meinung hatte er unwahrscheinlich sexy wirkende blaue Augen – dunkel, geheimnisvoll und unergründlich.

»Werden Sie das FBI hinzuziehen?«, fragte sie ihn.

»Wir denken drüber nach.« Himmel, noch einmal siebzehn sein, dachte er, und im selben Atemzug: alles, nur das nicht. »Danke für eure Hilfe. Wenn ihr das nächste Mal einen Platz zum Schmusen sucht, geht woanders hin.«

Sally errötete. Der Wind wehte ihr Haar über ihr argloses Gesicht. »Wir haben nur miteinander geredet, Sheriff.«

Und Schweine reiten auf Besenstielen. »Wie dem auch sei. Ihr zwei geht jetzt jedenfalls nach Hause.«

Cam sah ihnen nach, als sie zwischen den Grabsteinen hindurch davongingen, über Stücke weichen Erdreichs und Flecken wilden Grases hinweg. Sie flüsterten bereits aufgeregt miteinander, Sally quiekte auf und kicherte, dann blickte sie über ihre Schulter zurück, um einen letzten Blick auf Cam zu erhaschen. Diese Kinder, dachte er kopfschüttelnd, als ein loser Dachziegel der alten Kirche im Wind scheppte. Kein Gespür für Atmosphäre.

»Ich brauche ein paar Fotos hiervon, Bud, und zwar heute noch. Und wir sperren die Stelle besser ab und stellen ein oder zwei Warnschilder auf. Morgen früh weiß die ganze Stadt Bescheid.«

»Kann mir nicht vorstellen, dass es in Emmitsboro Grabräuber gibt.« Bud kniff die Augen zusammen und setzte eine amtliche Miene auf. Zugegeben, der Friedhof war ihm unheimlich, aber andererseits hatten sie, seitdem Billy Reardon den Pick-up seines Vaters kurzgeschlossen und mit diesem vollbusigen Gladhill-Mädchen und einem Sechserpack Miller's eine Spritztour unternommen hatte, keinen nur annähernd so aufregenden Fall mehr gehabt.

»Vandalismus, schätz ich. Eine Horde Kids mit seltsamem Humor.«

»Vermutlich«, murmelte Cam, doch als Bud zum Auto ging, um die Kamera zu holen, beugte er sich tiefer über das Grab. Das sah nicht nach Vandalismus aus. Keine Graffiti, keine sinnlose Zerstörungswut.

Das Grab war fein säuberlich – systematisch, dachte er – ausgehoben worden, die umliegenden Grabsteine blieben un-

berührt. Lediglich dieses eine kleine Grab war von Interesse gewesen.

Und wo zum Teufel war die Erde geblieben? Um das Loch herum hatten keine Erdhäufchen gelegen. Was bedeutete, dass die Erde fortgeschafft worden war. Aber was in aller Welt konnte jemand mit ein paar Schubkarrenladungen Erde von einem alten Grab anfangen?

Wieder schrie die Eule, dann breitete sie ihre Schwingen aus und schwebte über den Friedhof. Als der Schatten über seinen Rücken glitt, erschauerte Cam.

Da der nächste Tag ein Samstag war, fuhr Cam morgens in die Stadt und parkte vor *Martha's*, einem Speiselokal, das schon seit ewigen Zeiten einen beliebten Treffpunkt in Emmitsboro bildete. Seitdem er als Sheriff in seine Heimatstadt zurückgekehrt war, hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, dort jeden Samstagmorgen bei Kaffee und Pfannkuchen zu verbringen.

Seine Arbeit hinderte ihn nur selten daran. Meistens konnte er sich samstags zwischen acht und zehn loseisen, um sich bei *Martha's* zwei oder drei Tassen Kaffee zu genehmigen, mit den Kellnerinnen und den Stammgästen zu plaudern und, während die Musikbox Platten von Loretta Lynn oder Randy Travis spielte, die Schlagzeilen der *Herald Mail* zu überfliegen, ehe er sich in den Sportteil vertiefte. Die leise brutzelnden Würstchen und Schinkenstreifen verbreiteten einen würzigen Duft, und das Tellerklappern und das unterschwellige Gemurmel einiger alter Männer, die an der Theke standen und über Baseball oder die Wirtschaftslage diskutierten, wirkte beruhigend.

In Emmitsboro, Maryland, plätscherte das Leben ruhig und friedlich vor sich hin. Deswegen war er zurückgekommen.

Die Stadt war seit seiner Jugend ziemlich gewachsen. Emmitsboro zählte mittlerweile über zweitausend Einwohner – die umliegenden Farmen und Berghütten mitgerechnet – und verfügte über eine eigene Grundschule; vor fünf Jahren waren die altgedienten Faulbehälter sogar durch eine moderne

Kläranlage ersetzt worden. Derlei Dinge gaben in Emmitsboro Gesprächsstoff für mehrere Wochen ab.

Es war eine ruhige, ordentliche kleine Stadt, die Samuel Q. Emmit im Jahre 1782 gegründet hatte. Sie lag in einem Tal, umgeben von Bergen und hügeligem Farmland, und stieß nach drei Seiten an Luzerne-, Mais- und Futterheufelder. Zur vierten Seite grenzte sie an das Waldgebiet Dopper's Woods, so benannt, weil es direkt neben der Dopper-Farm lag. Der dichte Wald erstreckte sich über eine Fläche von mehr als zweihundert Morgen. An einem kühlen Novembermorgen des Jahres 1958 hatte Jerome Doppers ältester Sohn Junior die Schule geschwänzt und war mit einer Flinte über der Schulter in den Wald marschiert, wo er einen kapitalen Sechsender zu erlegen hoffte.

Am nächsten Morgen hatte man ihn am schlüpfrigen Ufer des Flüsschens gefunden, mit halb weggeblasenem Schädel. Es sah so aus, als hätte Junior die elementaren Vorsichtsmaßnahmen missachtet, sei auf dem glitschigen Boden ausgerutscht und habe an Stelle des Hirsches sich selbst in die Ewigen Jagdgründe befördert.

Seitdem war es bei den Kindern des Ortes ein beliebter Sport, sich am Lagerfeuer gegenseitig mit Geschichten von Junior Doppers kopflosem Geist, der auf ewig in Dopper's Woods jagte, zu erschrecken.

Der Antietam Creek verlief quer durch die südliche Weide der Doppers, floss durch den Wald, in dem Junior sich selbst das Lebenslicht ausgeblasen hatte, und schlängelte sich in die Stadt hinein. Nach ausgiebigen Regenfällen plätscherte er geräuschvoll unter der Brücke Gopper Hole Lane hindurch.

Etwa eine halbe Meile außerhalb der Stadt wurde er breiter und wand sich zwischen Felsen und Bäumen hindurch. Dort floss das Wasser träge dahin, und die Sonnenstrahlen, die durch die Baumkronen fielen, malten tanzende Kringel auf die Oberfläche. Hier konnte ein Mann sich einen bequemen Stein suchen, um seine Angel auszuwerfen, und wenn er nicht gerade zu betrunken oder zu ungeschickt war, brachte er zum Abendessen eine frische Forelle mit nach Hause.

Jenseits des Angelplatzes ragten zerklüftete Felsen steil empor. Dort gab es einen Kalksteinbruch, in dem sich Cam zwei Sommer lang abgeschuftet hatte. In warmen Nächten kamen gewöhnlich die Jugendlichen hierher, konsumierten Bier oder Pot und sprangen dann von den Felsen in das tiefe, unbewegliche Wasser. Nachdem 1987 drei Kids ertrunken waren, hatte man das Gelände eingezäunt und Warnschilder aufgestellt. Die Jugendlichen kamen in warmen Sommernächten aber immer noch in den Steinbruch, nur kletterten sie jetzt zuerst über den Zaun.

Emmitsboro lag zu weit abseits der Interstate, um ein hohes Verkehrsaufkommen zu haben, und da man nach Washington, D.C., mit dem Auto zwei Stunden unterwegs war, bestand auch nicht die Gefahr, dass sich Scharen von Pendlern hier niederließen. Veränderungen gab es nur selten in Emmitsboro – was den Einwohnern nur recht war.

Das Städtchen nannte eine Eisenwarenhandlung, vier Kirchen, eine Vertretung der American Legion, des amerikanischen Frontkämpferverbandes, und eine Reihe von Antiquitätenläden sein Eigen. Ferner gab es einen Supermarkt, der seit vier Generationen von ein und derselben Familie betrieben wurde, und eine Tankstelle, die häufiger den Pächter gewechselt hatte, als Cam zählen konnte. Die Zweigstelle der Kreisbücherei war zweimal wöchentlich nachmittags und samstagsmorgens geöffnet. Emmitsboro hatte einen eigenen Sheriff, zwei Deputys, einen Bürgermeister und einen Gemeinderat.

Im Sommer standen die Bäume in dichtem Laub, und wenn man sich in ihrem Schatten ausstreckte, roch man frisch gemähtes Gras anstelle von Abgasen. Die Menschen waren stolz auf ihr gepflegtes Heim, und sogar in den kleinsten Vorgärten blühten Blumen und wuchsen Küchenkräuter.

Wenn der Herbst kam, explodierten die umliegenden Bäume in einem Farbenmeer, und der Geruch nach Kartoffelfeuern und nassem Laub zog durch die Straßen.

Im Winter glich die tief verschneite Stadt mit ihrer prächtigen Weihnachtsbeleuchtung einer Postkartenidylle und erinnerte an eine Szene aus *Ist das Leben nicht schön?*

Als Cop schob man hier eine ruhige Kugel. Gelegentliche Fälle von Sachbeschädigung – Jugendliche, die Fenster beschmiereten oder einwarfen –, Verkehrsverstöße, die üblichen Schlägereien zwischen Betrunkenen und häusliche Dispute. In den Jahren seit seiner Rückkehr hatte Cam es einmal mit schwerer Körperverletzung, einigen Kleindiebstählen, grobem Unfug, gelegentlichen Kneipenprügeleien und einer Handvoll Rauschgiftdelikten zu tun gehabt.

In Washington, D.C., wo er über sieben Jahre lang als Cop tätig gewesen war, hätte ihn all das zusammen eine einzige Nacht lang beschäftigt.

Als er sich entschloss, sich von D.C. nach Emmitsboro versetzen zu lassen, hatten ihm seine Kollegen prophezeit, dass er nach spätestens sechs Monaten reumütig und halbtot vor Langeweile zurückkehren würde. Er stand in dem Ruf, der geborene Streifenpolizist zu sein, mal gelassen, mal aufbrausend, daran gewöhnt, sich mit Junkies und Dealern auseinanderzusetzen.

Und er hatte seinen Beruf gerne ausgeübt, den Nervenkitzel genossen, nachts durch die dunklen Straßen zu streifen und menschlichen Abfall aufzuklauben. Sein heimlicher Traum, den er hegte, seitdem er zur Polizei gestoßen war, war der Rang eines Detectives. Den Streifendienst versah er, weil er sich auf der Straße zu Hause fühlte, weil er dorthin gehörte.

Doch eines verregneten Sommertages verfolgten er und sein Partner einen durchgeknallten Kleindealer und seine kreischende Geisel bis in ein Abbruchhaus in South East.

Seitdem war alles anders.

»Cameron?« Eine Hand legte sich auf Cams Schulter und riss ihn aus seinen Tagträumen. Er blickte hoch und sah den Bürgermeister von Emmitsboro vor sich stehen.

»Mr. Atherton.«

»Darf ich mich dazusetzen?« Lächelnd machte James Atherton es sich auf dem Kunststoffstuhlsitz gegenüber von Cam bequem. Er war ein hochgewachsener, magerer Mann, der nur aus Ecken und Kanten zu bestehen schien, hatte ein knochiges,

melancholisches Gesicht und blassblaue Augen – ein fleischgewordener Ichabod Crane¹. Seine sommersprossige blasse Haut, das sandfarbene Haar, der lange Hals und die nicht enden wollenden Gliedmaßen vervollständigten diesen Eindruck.

Aus der Brusttasche seines Sportsakkos ragten ein Kugelschreiber und eine stahlgefasste Lesebrille heraus. Er trug stets Sportsakkos und glänzende schwarze Schnürschuhe. Cam konnte sich nicht erinnern, Atherton jemals in Tennisschuhen, Jeans oder Shorts gesehen zu haben. Er war zweiundfünfzig und sah genau so aus, wie man sich einen Hochschullehrer und Staatsdiener vorstellte – was er auch war. Seit Cams Teenagerjahren bekleidete Atherton schon das Amt des Bürgermeisters von Emmitsboro; eine Übereinkunft, die sowohl ihn als auch die Bürger des Städtchens vollkommen zufriedenstellte.

»Kaffee?«, fragte Cam und winkte automatisch nach der Kellnerin, obwohl diese schon mit der Kaffeekanne in der Hand auf sie zukam.

»Danke, Alice«, sagte Atherton, als sie ihm einschenkte.

»Möchten Sie Frühstück, Herr Bürgermeister?«

»Danke, ich habe schon gefrühstückt.« Trotzdem warf er einen verlangenden Blick auf die Kuchenplatte auf der Theke.

»Sind die Doughnuts frisch?«

»Von heute Morgen.«

Seufzend gab Atherton Sahne und zwei gehäufte Löffel Zucker in seinen Kaffee. »Vermutlich sind keine mit Apfelfüllung und Zimtguss mehr übrig.«

»Ich hab Ihnen extra einen zurückgelegt.« Alice zwinkerte ihm zu und entfernte sich, um den Doughnut zu holen.

»Ich habe einfach keine Selbstdisziplin«, gestand Atherton nach dem ersten Schluck Kaffee. »Mal unter uns Pastorentöchtern: Meine Frau ist stocksauer, dass ich essen kann wie ein Scheunendrescher, ohne auch nur ein Gramm zuzunehmen.«

»Wie geht es Mrs. Atherton?«

1 Ichabod Crane: Figur aus der Erzählung »The Legend of Sleepy Hollow« von Washington Irving

»Min ist wohlauf. Sie leitet heute Morgen den Kuchenverkauf an der Hauptschule. Hoffentlich kommt genug Geld zusammen, um neue Uniformen für die Schulband anschaffen zu können.« Atherton nahm Messer und Gabel zur Hand, als Alice den Doughnut vor ihn hinstellte. Die Serviette hatte er sich sorgsam über den Schoß gebreitet.

Unwillkürlich lächelte Cam. Nie würde der Bürgermeister das Risiko eingehen, in einen gefüllten Doughnut zu beißen und hinterher klebrige Apfelstückchen am Kinn haften zu haben. Athertons Hang zu Ordnung und Sauberkeit war stadtbekannt.

»Wie ich hörte, gab es letzte Nacht einen unerquicklichen Zwischenfall?«

»Eine hässliche Geschichte.« Cam sah das dunkel klaffende Grab immer noch vor sich. Er griff nach seiner Kaffeetasse. »Gestern Abend haben wir ein paar Fotos gemacht und das Gebiet abgesperrt. Ich bin heute früh noch einmal hingefahren. Der Boden war trocken und fest, keine Fußspuren zu erkennen. Sah alles aus wie geleckt.«

»Vielleicht ein paar Kinder, die Halloween vorverlegt haben?«

»Das war auch mein erster Gedanke«, gab Cam zu.

»Aber irgendetwas stimmt da nicht. Kinder sind normalerweise alles andere als ordentlich.«

»Ein unangenehmer und unerfreulicher Vorfall.« Atherton nahm kleine Bissen von seinem Doughnut, kaute bedächtig und schluckte, bevor er sprach. »In einer Stadt wie dieser wird derartiger Unfug nicht gern gesehen. Zum Glück handelt es sich um ein altes Grab, da fallen wenigstens die Scherereien mit den Angehörigen weg.« Er legte die Gabel beiseite, wischte sich die Finger an der Serviette ab und hob seine Tasse. »In ein paar Tagen wird nicht mehr davon geredet, und dann kräht kein Hahn mehr nach der Angelegenheit. Aber ich würde es gar nicht gern sehen, wenn sich ein solches Ereignis wiederholt.« Atherton setzte das Lächeln auf, mit dem er normalerweise durchschnittliche Schüler, die überraschend eine gute Note erzielt hatten, bedachte. »Ich verlasse mich darauf, dass Sie mit

der nötigen Diskretion vorgehen, Cameron. Wenn ich irgendwie helfen kann, lassen Sie es mich wissen.«

»Das werde ich tun.«

Atherton zückte seine Brieftasche, entnahm ihr zwei funkelneue Dollarscheine und legte diese unter seinen leeren Teller. »Ich muss los. Muss mich beim Kuchenverkauf sehen lassen.«

Cam sah ihm nach, als er das Lokal verließ, einigen Fußgängern zuwinkte und die Main Street hinabschlenderte.

Den Rest des Tages verbrachte er mit der Bewältigung von Papierkram und Routinepatrouillen. Doch ehe die Sonne unterging, fuhr er noch einmal zum Friedhof. Fast eine halbe Stunde lang starrte er dumpf vor sich hinbrütend in das kleine, leere Grab.

Carly Jamison war fünfzehn Jahre alt und hasste die ganze Welt. Der größte Teil dieses Hasses richtete sich gegen ihre Eltern, die einfach nicht verstanden, was es hieß, jung zu sein. Da hockten sie nun in ihrem spießigen Haus in diesem öden Kaff Harrisburg, Pennsylvania, und hatten die Langeweile auf ihre Fahne geschrieben. Die gute alte Marge und der gute alte Fred, dachte sie mit einem geringschätzigen Schnauben, verlagerte das Gewicht ihres Rucksacks ein wenig und ging zur Abwechslung rückwärts, immer an der Route 15 South entlang, wobei sie auffordernd den Daumen hochhielt.

Warum trägst du keine hübschen Kleider, so wie deine Schwester?

Warum strengst du dich nicht mehr an und bekommst gute Noten, so wie deine Schwester?

Warum kannst du dein Zimmer nicht in Ordnung halten, so wie deine Schwester?

Verdammt, verdammt, verdammt!

Ihre Schwester hasste sie gleichfalls, die hyperperfekte Jennifer, die sich immer päpstlicher als der Papst gab und stets wie aus dem Ei gepellt aussah. Jennifer, die Einserschülerin, die ein ätzendes Stipendium gewinnen und auf die ätzende

Harvard-Universität gehen würde, um dort ein ätzendes Medizinstudium aufzunehmen.

Ihre roten Hightops knirschten auf dem Schotter, während vor ihrem geistigen Auge das Bild einer Puppe mit hellblonden Haaren, die in perfekten Locken um ein herzförmiges Gesicht fielen, entstand. Die babyblauen Augen blickten leer, und um den lieblichen Mund lag ein überhebliches Lächeln.

Hi, mein Name ist Jennifer, würde die Puppe sagen, wenn man auf einen Knopf drückte. *Ich bin absolut perfekt. Ich tue alles, was man mir sagt, und ich mache immer alles richtig.*

Dann stellte Carly sich vor, wie sie die Puppe von einem Hochhaus fallen ließ und zusah, wie das perfekte Gesicht auf dem Beton zerschellte.

Scheiße, auf keinen Fall wollte sie so sein wie Jennifer. Mühsam langte sie in die Tasche ihrer knallengen Jeans und förderte eine zerkrumelte Zigarettenpackung zutage. Nur noch eine einzige Marlboro, dachte sie angewidert. Na ja, sie hatte hundertfünfzig Dollar bei sich, und irgendwann musste sie ja mal auf ein Geschäft stoßen.

Carly zündete die Zigarette mit einem feuerroten Einwegfeuerzeug – Rot war ihre erklärte Lieblingsfarbe – an, stopfte das Feuerzeug wieder in die Tasche und warf die leere Packung achtlos fort, wobei sie die vorüberfahrenden Wagen halbherzig verwünschte. Bislang hatte sie beim Trampen Glück gehabt, und da der Tag wolkenlos und angenehm kühl war, machte ihr ein Fußmarsch nichts aus.

Sie würde eben bis Florida, bis Fort Lauderdale per Anhalter fahren. Dort wollte sie unbedingt ihre Ferien verbringen, doch ihre Eltern hatten es nicht gestattet. Angeblich war sie zu jung. Immer war sie entweder zu jung oder zu alt, je nachdem, was ihren Eltern besser in den Kram passte, wenn sie ihr etwas verbieten wollten.

Himmel, die hatten ja keine Ahnung, dachte sie und warf aufgebracht den Kopf zurück, so dass ihr stacheliger purpurroter Haarschopf um ihr Gesicht flog. Die drei Ohrringe in ihrem linken Ohr tanzten wild auf und ab.

Carly trug eine mit Buttons und Pins übersäte Jeansjacke und ein T-Shirt mit Bon-Jovi-Aufdruck. Ihre engen Jeans hatte sie absichtlich über dem Knie zerrissen, und an einem Handgelenk baumelte ein Dutzend schmaler Armbänder; zwei Swatch-Uhren zierten das andere.

Eins fünfundsechzig war sie groß und wog hundertzehn Pfund. Carly war sehr stolz auf ihren Körper, der erst im letzten Jahr begonnen hatte, sich zu entwickeln. Sie stellte sich – sehr zum Verdross ihrer Eltern – gerne in engen Sachen zur Schau, was ihr eine tiefe innere Befriedigung verschaffte, besonders da Jennifer mager und flachbrüstig war. Carly betrachtete es als persönlichen Triumph, ihre Schwester ausgestochen zu haben, auch wenn es sich nur um etwas so Banales wie die Körbchengröße handelte.

Ihre Eltern nahmen an, sie sei schon sexuell aktiv, vorzugsweise mit Justin Marks, und bewachten sie daher wie zwei Zerberusse. Die warteten echt nur darauf, dass ich ins Zimmer platze und verkünde, hey Leute, ich bin schwanger, dachte Carly grollend. Sexuell aktiv! Diesen Ausdruck gebrauchten sie mit Vorliebe, um zu beweisen, dass sie up to date waren.

Sie hatte Justin jedenfalls noch nicht rangelassen – nicht, dass er das nicht gewollt hätte. Aber sie war für das große Ereignis einfach noch nicht bereit. Vielleicht würde sie in Florida ihre Meinung ändern.

Sie drehte sich um, um eine Weile vorwärtszugehen, und schob ihre getönte Brille höher auf die Nase. Sie hasste ihre Kurzsichtigkeit und hatte sich erst kürzlich geweigert, eine Brille ohne phototrope Gläser zu tragen. Da sie schon zwei Paar Kontaktlinsen verloren hatte, lehnten ihre Eltern es ab, ihr neue zu kaufen.

Dann würde sie sich eben selbst welche besorgen, dachte Carly. Sie würde in Florida einen Job finden und niemals in das beschissene Pennsylvania zurückkehren. Sie würde sich ein Paar von diesen neuartigen Durasoft-Linsen zulegen und damit ihre langweiligen haselnussbraunen Augen in strahlend blaue verwandeln.

Ob man wohl schon nach ihr suchte? Vermutlich nicht. Was

sollte ihre Eltern ihr Verschwinden auch groß kümmern? Sie hatten ja Jennifer die Einzige. Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie klimperte wütend mit den Lidern. Was ging sie das noch an? Zur Hölle mit ihnen allen!

Verdammt, verdammt, verdammt!

Bestimmt glaubten sie, sie sei in der Schule und langweile sich bei amerikanischer Geschichte zu Tode. *Ihr* war es doch scheißegal, welcher alte Furz denn nun die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet hatte. Heute ging es um ihre Freiheit. Nie wieder würde sie in einem Klassenzimmer schmoren oder den Vorhaltungen ihrer Mutter lauschen müssen, wenn diese ihr predigte, ihr Zimmer aufzuräumen, die Musik leiser zu stellen oder sich nicht so stark zu schminken.

Was ist nur mit dir los, Carly?, pflegte die Mutter zu jammern. *Warum benimmst du dich so? Ich verstehe dich einfach nicht.*

Wie wahr, wie wahr. Ihre Mutter verstand nichts. Keiner verstand sie.

Carly wandte sich um und winkte wieder mit dem Daumen. Doch mittlerweile hatte ihre Hochstimmung merklich nachgelassen. Seit vier Stunden befand sie sich nun schon auf der Straße, und ihr Trotz schlug rasch in Selbstmitleid um. Als ein Sattelschlepper an ihr vorbeirauschte und ihr den Straßenstaub ins Gesicht trieb, dachte sie flüchtig daran, einfach umzukehren und nach Hause zurückzugehen. Nur über ihre Leiche! Carly straffte sich entschlossen.

Sie würde nicht zurückgehen. Sollten sie doch nach ihr suchen! Sie wünschte sich sehnlich, dass die Eltern nach ihr suchen würden.

Leise seufzend verließ sie den Schotterstreifen und ließ sich auf einer Grasnarbe im Schatten einiger Bäume nieder, neben einem rostigen Stacheldrahtzaun, hinter dem Kühe friedlich grasten. In ihrem Rucksack befand sich neben ihrem Bikini, ihrer Geldbörse, pinkfarbenen Hotpants und T-Shirts zum Wechseln auch eine Doppelpackung Hostess-Cup-Kuchen. Sie aß beide Kuchen auf und leckte sich dann die Schokolade von den Fingern, während sie die Kühe beobachtete.

Hätte sie doch nur daran gedacht, ein paar Dosen Cola einzustecken! Im nächstbesten Provinznest würde sie etwas zu trinken sowie einen Vorrat an Zigaretten kaufen. Ein Blick auf ihre beiden Uhren sagte ihr, dass es kurz nach Mittag war. Die Schulcafeteria würde jetzt überfüllt sein. Carly fragte sich, was die anderen wohl sagen würden, wenn sie erfuhren, dass sie, Carly Jamison, bis nach Florida getrampt war. O Mann, die würden platzen vor Neid! Das war vermutlich das Coolste, was sie je gemacht hatte. Jetzt würde man ihr Aufmerksamkeit schenken. Alle würden sie ihr Aufmerksamkeit schenken.

Erschöpft döste sie ein und erwachte benommen und mit verkrampten Gliedern. Nachdem sie ihren Rucksack geschultert hatte, trottete sie zur Straße zurück und streckte den Daumen hoch.

O Gott, sie kam um vor Durst! Kuchenkrümel kratzten sie im Hals und schienen dort auf die Größe von Kieselsteinen anzuwachsen. Und sie brauchte dringend eine Zigarette. Ihre Stimmung hob sich, als sie an einem Schild vorbeikam.

Emmitsboro 8 Meilen

Klang wie Hicksboro, aber solange sie Coca-Cola und Marlboro verkauften, sollte es ihr recht sein.

Hoherfreut bemerkte sie knapp zehn Minuten später, dass ein Pick-up seine Fahrt verlangsamte und seitlich heranfuhr. Mit baumelnden Ohrringen und Armbändern rannte sie auf die Beifahrertür zu. Der Typ am Steuer sah aus wie ein Farmer, hatte riesige Pratzten mit dicken Fingern und trug eine Art Baseballkappe, auf deren Schirm die Reklame eines Futtermittelhändlers prangte. Der Laster roch angenehm nach Heu und Tieren.

»Danke, Mister.« Carly krabbelte auf den Beifahrersitz.

»Wo willst du denn hin?«

»Richtung Süden«, antwortete sie. »Nach Florida.«

»Das is' 'ne lange Reise.« Sein Blick glitt über ihren Rucksack, ehe er wieder auf die Straße bog.

»Ja.« Sie zuckte mit den Achseln. »Kann sein.«

»Willst du Verwandte besuchen?«

»Nee, einfach nur dahin.« Sie warf ihm einen aufmüpfigen Blick zu, doch er lächelte.

»Ich weiß, wie das ist. Ich kann dich bis Seventy mitnehmen, aber vorher muss ich noch mal kurz anhalten.«

»Hey, prima.« Zufrieden lehnte Carly sich zurück.

Tief im Wald klang das klare, kalte Läuten einer Glocke durch die Nacht. Als der Mond hoch am tiefschwarzen Himmel stand, stimmte der Zirkel der Dreizehn ein Lied an. Ein Lied des Todes.

Der Altar wand sich und bäumte sich auf. Ihre Sicht war getrübt, da man ihr die Brille fortgenommen und ihr eine Spritze verabreicht hatte, ehe sie gefesselt wurde. Sie schwebte irgendwo im Niemandsland zwischen Benommenheit und Bewusstlosigkeit, doch in ihrem Inneren breitete sich eiskalte Angst aus.

Sie wusste, dass sie nackt und mit weit gespreizten Armen und Beinen an etwas festgebunden war, doch sie konnte nicht sagen, wo sie sich befand, und ihr benebelter Verstand konnte nicht zurückverfolgen, wie sie dorthin gelangt war.

Der Mann in dem Laster, fiel es ihr ein. Er hatte sie mitgenommen, war ein Farmer gewesen, oder nicht? An seiner Farm hatten sie gehalten, dessen war sie sicher. Dann war er auf sie losgegangen. Sie hatte sich zur Wehr gesetzt, doch er war stark gewesen, viel, viel stärker als sie. Dann hatte er sie geschlagen.

Der Rest lag im Nebel verborgen. Man hatte sie, an Händen und Füßen gefesselt, an einem dunklen Ort gefangen gehalten. Aber wie lange? Eine Stunde, einen Tag? Männer kamen und sprachen flüsternd miteinander. Eine Nadel stach in ihren Arm.

Nun befand sie sich wieder unter freiem Himmel, sie konnte den Mond und die Sterne erkennen, und sie roch Rauch. Der silberne Klang einer Glocke hallte in ihrem Kopf wider. Dann dieser seltsame Gesang. Sie konnte die Worte keiner ihr bekannten Sprache zuordnen. Sie ergaben keinen Sinn.

Leise schluchzend lag sie da und sehnte sich verzweifelt nach ihrer Mutter.

Dann drehte sie mühsam den Kopf ein wenig zur Seite und erblickte die schwarz verhüllten Gestalten. Sie hatten Tierköpfe, wie in einem Horrorfilm. Oder in einem Traum. Sicherlich träumte sie, redete sie sich ein, während heiße Tränen aus ihren Augen quollen. Bald würde sie aufwachen. Jeden Augenblick würde ihre Mutter hereinkommen und sie wecken, weil es Zeit für die Schule war, und der Schrecken hätte ein Ende.

Es konnte einfach nur ein Traum sein. Sie wusste ganz genau, dass Kreaturen mit Menschenleibern und Tierköpfen nicht existierten. Monster gab es nur in diesen Filmen, die sie und Sharie Murray sich in der Videothek ausliehen, wenn sie eine Nacht durchmachen wollten.

Das Ding mit dem Ziegenkopf setzte einen Silberkelch zwischen ihre Brüste. Sogar in ihrem mit Drogen vollgepumpten Zustand wunderte sie sich, dass sie tatsächlich die Kälte des Metalls auf ihrer Haut fühlte. Funktionierten diese Sinne auch im Traum?

Das Monster hob seine Arme hoch empor. Seine Stimme hämmerte in ihrem Kopf. Dann befestigte es eine Kerze zwischen ihren Schenkeln.

Jetzt begann sie krampfhaft zu weinen, da sie fürchtete, der Traum könnte Wirklichkeit sein. Immer noch nahm sie ihre Umgebung nur unscharf wahr, und die Geräusche drangen wie durch Watte an ihr Ohr. Sie hörte Schreie, Stöhnen und Jammern, alles nur allzu menschlich klingende Laute, die nicht zu diesen entsetzlichen Tierköpfen passten. Der Maskierte neigte den Kelch und goss die darin enthaltene Flüssigkeit langsam über ihren Körper. Es roch wie Blut. Sie wimmerte. Er berührte sie, zeichnete mit der roten Flüssigkeit seltsame Symbole auf ihren nackten Körper. Unter der Ziegenmaske glühten seine Augen wie Höllenfeuer, als er begann, mit seinen Menschenhänden jene Dinge mit ihr zu tun, vor denen ihre Mutter sie immer gewarnt hatte. Die Dinge, die einem zustießen, wenn man per Anhalter fuhr oder sich aufreizend kleidete.

Trotz ihrer Angst stieg glühend heiße Scham in ihr hoch.

Dann waren sie nackt. Unter den Kutten und den Ziegen-, Wolfs- und Reptilienköpfen verbargen sich ganz normale Männer. Wie trunken tanzten diese Männer um den Altar, während sie nacheinander die hilflose junge Frau missbrauchten. Kein Funken von Mitleid regte sich in ihnen, als die Schreie des Opfers zu einem haltlosen Schluchzen abebbten und in ein klägliches Wimmern übergingen. Sie versank in einem Meer von Qualen, und dort, tief in ihrem Innern, fand sie endlich jenen verborgenen Ort, an dem Schmerz und Angst sie nicht mehr erreichen konnten.

Das Messer nahm sie gar nicht mehr wahr.

Drittes Kapitel

Eine Stunde nach der Eröffnung von Clares Ausstellung war die Galerie gerammelt voll. Die Besucher schlenderten geruhlos durch die weitläufigen, über drei Stockwerke verteilten Räume. Nicht einfache Leute, sinnierte Clare, an ihrem Champagner nippend, sondern die Richtigen Leute. Mit großem R. Die Sorte, die Angies Herzschlag auf Überschallgeschwindigkeit beschleunigen würde. Die Kunst- und Geschäftswelt war ebenso vertreten wie Theater und Intellekt. Sie alle kamen, um sich umzuschauen, mehr oder weniger sachverständige Kommentare abzugeben und offensichtlich auch, um zu kaufen.

Die zahlreich erschienenen Reporter drängelten sich durch die Menge und taten sich an französischem Champagner und Kanapes gütlich. Eine Abordnung von *Entertainment Tonight* scharte sich gerade um Clares überdimensionale Bronze- und Eisenskulptur, die den Titel *Rückkehr der Macht* trug und drei nackte, mit Lanze, Bogen und Speer bewaffnete Frauen, die einen knieenden Mann einkreisen, darstellte. Aufgrund des offenkundigen sexuellen Tenors und des feministischen Touchs galt diese Arbeit als äußerst umstritten.

Clare hingegen betrachtete sie schlichtweg als Symbol ihrer eigenen Gefühle kurz nach der Scheidung.

Die Vertreter von *Museums and Art* diskutierten weithin hörbar über eine kleine Kupferstatue, wobei ständig Begriffe wie »esoterisch« und »vielschichtig« fielen.

Höher konnte man auf der Erfolgsleiter kaum noch klettern.

Warum war sie dann nur so niedergeschlagen?

Oh, sie spielte ihre Rolle vortrefflich, betrieb lächelnd Smalltalk, bis sie meinte, ihr Gesicht müsse zerspringen. Sie trug sogar die Sachen, die Angie ihr ausgesucht hatte, ein enganliegendes, glänzendes schwarzes Kleid mit v-förmigem Rückenausschnitt, dessen Rock so eng war, dass sie darin nur trippeln konnte und sich wie eine dieser armen Chinesinnen jener Epoche, als gebundene Füße noch in Mode waren, vorkam. Das Haar hatte sie sich streng aus dem Gesicht gekämmt, und sie hatte den auffälligen Kupferschmuck, den sie selbst aus einer Laune heraus entworfen hatte, angelegt.

Der Gesamteindruck war sexy und ein wenig exzentrisch, das wusste sie. Doch der Schein trog. Im Moment fühlte sie sich ziemlich elend.

Genauer gesagt, fühlte sie sich kleinbürgerlich und ziemlich fehl am Platze, erkannte Clare. So oder ähnlich musste sich Dorothy vorgekommen sein, als ihr Farmhaus mitten im Munchkinland vom Himmel plumpste. Und genau wie Dorothy verspürte sie den unstillbaren Drang, nach Hause zurückzukehren, egal wie weit der Weg sein mochte.

Energisch schüttelte Clare diese seltsamen Gedanken ab, schlürfte ihren Champagner und ermahnte sich, dass diese Ausstellung die Erfüllung eines lebenslangen Traumes bedeutete. Und sie hatte weiß Gott hart dafür gearbeitet – genau wie Angie und Jean-Paul hart gearbeitet hatten, um eine stilgerechte Atmosphäre zu schaffen, in der Kunstwerke gewürdigt und zu astronomischen Preisen erworben werden konnten.

Die geschmackvoll eingerichtete Galerie gab den perfekten Hintergrund für die Ausstellungsstücke und die elegant ge-

kleideten Besucher ab. Sie war vornehmlich in Weiß gehalten und erstreckte sich über drei offene Stockwerke, die durch geschwungene Treppenaufgänge miteinander verbunden wurden. Von der hohen Decke hingen zwei mächtige moderne Kristalleuchter herab, und zusätzlich wurde jedes Ausstellungsstück einzeln angestrahlt. Dazwischen stellten die Leute ihre Designerjeans und Diamanten zur Schau.

Der Duft erlesener Parfüms hing in den Räumen, lagerte sich schichtweise übereinander und verschmolz schließlich zu einer einzigen exklusiven Duftnote: Wohlstand.

»Clare, meine Liebe.« Tina Yongers, eine Kunstkritikerin, die Clare kannte und die sie nicht ausstehen konnte, schlängelte sich zu ihr durch. Sie war eine kleine, feenhaft Frau mit dünnen blonden Haaren und scharfen grünen Augen, die, obwohl sie die fünfzig bereits überschritten hatte, das Kunststück fertigbrachte, mit Hilfe verschiedener chirurgischer Eingriffe als Mittvierzigerin durchzugehen.

Sie trug einen wallenden, mit Blumen bedruckten Kaftan, der ihr bis auf die Knöchel fiel, und hatte sich verschwenderisch mit Diors *Poison* parfümiert. Der Duft passte zu ihr, mochte sich Clare insgeheim. Tinas Rezensionen waren oft ausgesprochen giftig. Allein durch ein Heben ihrer sorgfältig gezupften Augenbrauen konnte sie das Ego eines Künstlers zerquetschen wie eine Laus, und es war kein Geheimnis, dass sie das gelegentlich auch tat – aus purer Lust an dem Machtgefühl, das ihr eine solche Hinrichtung verlieh.

Sie hauchte einen angedeuteten Kuss auf Clares Wange, dann packte sie sie leidenschaftlich bei den Oberarmen.

»Sie haben sich wirklich selbst übertroffen, meine Liebe!« Clare lächelte und schalt sich im Stillen eine zynische Heuchlerin. »Tatsächlich?«

»Keine falsche Bescheidenheit, das langweilt mich. Jedem hier im Saal ist mittlerweile klar, dass Sie *der* Künstler der Neunziger – oder vielmehr *die* Künstlerin sind.« Tina warf den Kopf zurück und lachte glockenhell auf. »Ich freue mich, sagen zu dürfen, dass ich eine der Ersten war, die Ihr Talent erkannt haben.«

Und zum Dank für die positive Besprechung von Clares erster Ausstellung hatte Tina zahllose Gefälligkeiten erwartet. So funktionierte das Spiel nun einmal. Fast meinte Clare, Angies Stimme in ihrem Ohr zu hören. *Eine Hand wäscht die andere.*

»Ich weiß Ihre Unterstützung zu schätzen, Tina.«

»Keine Ursache. Meine Unterstützung gebührt nur den Besten. Und wenn eine Arbeit zweitklassig ist, dann bin ich die Erste, die das offen ausspricht.« Tina lächelte, wobei sie spitze kleine Mausezähnnchen zeigte. »Nehmen wir zum Beispiel die Ausstellung des armen Craig letzten Monat. Lauter dilettantische, schlecht ausgeführte Werke ohne einen Funken Originalität. Wogegen dies hier ...« Mit einer ringgeschmückten Hand deutete sie auf eine weiße Marmorskulptur. Ein Wolfskopf, mitten im Heulen auf ewig erstarrt, mit scharfen, glänzenden Fängen. Die nur angedeuteten Schultern gehörten unzweifelhaft zu einem Menschen. »... die reine, unverfälschte Kraft verkörpert.«

Clare musterte die Figur. Sie gehörte zu ihren Albtraumarbeiten, zu denen sie sich von ihren entsetzlichen Träumen hatte inspirieren lassen. Fröstelnd kehrte sie ihr den Rücken zu. Spiel weiter, befahl sie sich und leerte ihr Glas, ehe sie es abstellte.

Warum um alles in der Welt verursachten der Wein und die Komplimente bei ihr nur eine dermaßen nervöse Spannung? »Danke, Tina. Angie wird bedeutend ruhiger schlafen, wenn ich ihr Ihre Meinung weitergebe.«

»Oh, das besorge ich schon selber, keine Angst.« Tina tippte mit einem Finger auf Clares Handgelenk. »Ich würde gerne einmal unter vier Augen mit Ihnen reden. Wären Sie eventuell bereit, vor meiner Kunststudentengruppe einen Vortrag zu halten?«

»Natürlich«, erwiderte Clare, obwohl sie öffentliche Auftritte noch mehr verabscheute als Interviews. »Rufen Sie mich doch einfach mal an.« Vielleicht kann ich vorher meine Nummer ändern lassen.

»Worauf Sie sich verlassen können. Gratuliere, Clare.«

Clare nickte, trat, da sie beabsichtigte, sich für ein paar ungestörte Minuten in Angies Büro zurückzuziehen, einen Schritt zurück und stieß heftig mit jemandem hinter ihr zusammen.

»Bitte entschuldigen Sie«, bat sie, während sie sich umdrehte. »Es ist so furchtbar eng, dass – Blair!« Zum ersten Mal an diesem Abend zeigte sie eine von Herzen kommende Gefühlsregung, als sie ihrem Bruder die Arme um den Hals warf. »Da bist du ja! Ich hatte schon Angst, du würdest es nicht mehr schaffen.«

»Was, ich soll die Nobelfete meiner einzigen Schwester versäumen?«

»Es handelt sich um eine Kunstausstellung.«

»Ach ja, richtig.« Blair ließ den Blick müßig durch den Raum schweifen. »Wem sagst du das?«

»Gott sei Dank, dass du hier bist.« Clare ergriff seinen Arm. »Komm mit. Und was du auch tust, sieh dich nicht um.«

»Hey«, protestierte ihr Bruder, als sie ihn nach draußen bugsiert hatte, »drinnen wartet der Champagner auf mich.«

»Ich spendier dir eine ganze Kiste voll.« Ohne auf die ihr zur Verfügung gestellte Limousine zu achten, schleifte Clare ihn die Straße entlang. Vier Blöcke weiter betrat sie einen Feinkostladen und schnupperte genüsslich den Duft nach Corned Beef, Knoblauch und Gewürzgurken.

»Lieber Gott, ich danke dir«, murmelte sie, als sie zur Theke ging, um die Auswahl an Kartoffelsalat, Soleiern, geräucherstem Stör und Ziegenkäse in Augenschein zu nehmen.

Zehn Minuten später saßen sie an einem verkratzten Lino-
leumtisch und verspeisten dicke, mit Pastrami und Schweizer Käse belegte Scheiben Pumpernickel.

»Ich hab mir doch nicht extra einen neuen Anzug zugelegt, um dann in diesem Schuppen zu sitzen und Schwarzbrot mit kaltem Fleisch zu futtern!«

»Wenn du willst, können wir gleich zurückgehen«, tröstete Clare ihn mit vollem Mund. »Ich musste nur ein paar Minuten da raus.«

»Es ist deine Ausstellung«, erinnerte er sie.

»Das schon. Ich frage mich bloß, ob meine Arbeit oder meine Person auf dem Präsentierteller steht.«

»Okay, Kid.« Blair lehnte sich, knirschend seine Kartoffelchips kauend, in seinem Stuhl zurück. »Was steht wirklich an?«

Nachdenklich schwieg Clare einen Augenblick. Ihr war gar nicht bewusst geworden, wie übermächtig das Verlangen, die Ausstellung zu verlassen, gewesen war – bis sie Blair sah; ein solider Fels in der Brandung der Menge.

Er war nur unwesentlich größer als sie selbst, und sein Haar, das er aus dem Gesicht gekämmt trug, war im Laufe der Jahre zu einem satten Rötlichblond nachgedunkelt. Viele Frauen verglichen ihn mit dem jungen Robert Redford, was ihn ständig in Verlegenheit brachte. Als Mensch, der bar jeder Eitelkeit durchs Leben geht, konnte Blair gut nachempfinden, wie sich schöne Frauen fühlen mussten, wenn sie beharrlich als hirnlose Sexobjekte abgestempelt wurden.

Obwohl er fünf Jahre jünger wirkte und einen harmlosen, naiven Eindruck machte, hatte er bereits eine beachtliche journalistische Karriere hinter sich; er arbeitete als politischer Reporter für die *Washington Post*.

Blair war, wie Clare wusste, ein vernünftiger, logisch denkender Mensch, der mit beiden Beinen fest auf dem Boden stand, also das genaue Gegenteil zu ihrer komplizierten Persönlichkeit. Trotzdem kannte sie niemanden, mit dem sie lieber ihre geheimsten Gedanken teilen würde.

»Wie geht es Mom?«

Blair nahm einen Schluck von seinem Soda. Er kannte seine Zwillingsschwester gut genug, um zu wissen, dass sie um jedes Problem, wie auch immer es geartet sein mochte, so lange herumredete, bis sie bereit war, sich mit ihm auseinanderzusetzen. »Ihr geht's prima. Gestern hab ich eine Postkarte aus Madrid bekommen. Du nicht?«

»Doch.« Clare knabberte an ihrem Sandwich. »Sie und Jerry scheinen sich ja blendend zu amüsieren.«

»Hochzeitsreisen sind im Allgemeinen dazu da, um Spaß zu machen.« Er beugte sich vor und streichelte ihre Hand.

»Sie braucht Jerry, Clare. Sie liebt ihn, und sie verdient ein bisschen Glück.«

»Ich weiß, ich weiß.« Über sich selbst verärgert, schob Clare ihren Teller ungeduldig beiseite und griff nach einer Zigarette. In der letzten Zeit schwankte ihr Appetit ebenso sehr wie ihre Laune. »Mein Verstand sagt mir, dass du recht hast. Sie hat so hart gearbeitet, nachdem Daddy – nachdem er starb; sie hat die Familie zusammengehalten und die Firma vor dem Ruin bewahrt. Wahrscheinlich musste sie das tun, um nicht den Verstand zu verlieren. Ich weiß das alles«, wiederholte sie, sich die Schläfen reibend. »Ich weiß es.«

»Aber?«

Clare schüttelte den Kopf. »Jerry ist in Ordnung. Ich mag ihn, ganz ehrlich. Er ist witzig, er hat Köpfcchen, und er ist verrückt nach Mom. Es ist ja nicht so, als ob wir noch Kinder wären, die es ihm übelnehmen, dass er Daddys Platz einnimmt.«

»Aber?«

»Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass er wirklich Daddys Platz einnimmt.« Sie lachte nervös und inhalierte einmal tief. »Das ist es zwar nicht allein, aber zumindest ein Teil des Problems. Himmel, Blair, es ist nur so, dass unsere Familie so – so auseinandergerissen wurde. Mom wochenlang auf Hochzeitsreise in Europa, du in D. C., ich hier. Ich muss immer daran denken, wie es war, ehe wir Daddy verloren.«

»Das ist lange her.«

»Ich weiß. O Gott, ich weiß.« Mit der freien Hand begann sie, ihre Serviette zu zerknüllen. Sie war sich nicht sicher, ob sie die richtigen Worte finden würde. Oft war es leichter, Emotionen in Stahl und Marmor auszudrücken.

»Es ist nur so, dass ... na ja, sogar nachdem ... als wir nur noch zu dritt waren.« Sie schloss kurz die Augen. »Es war hart. Erst der Schock nach dem Unfall, dann das ganze Theater wegen Schmieregeldern, Vetternwirtschaft und unseriösen Geschäften bei dem Einkaufszentrum. Eben noch sind wir eine heile, glückliche Familie, und im nächsten Moment ist Dad tot, und wir haben einen Skandal am Hals. Aber wir haben zusammen-

gehalten, vielleicht zu sehr, und dann ist mit einem Schlag plötzlich alles anders.«

»Du kannst mich doch jederzeit anrufen, Clare. Ich bin nur eine Flugstunde entfernt.«

»Ich weiß gar nicht, was mit mir los ist, Blair. Alles lief wunderbar. Ich liebe meine Arbeit, und ich liebe mein Leben so, wie es ist. Und dann ... ich hatte wieder diesen Traum.«

»Oh.« Wieder ergriff er ihre Hand, doch diesmal hielt er sie fest. »Das tut mir leid. Möchtest du darüber reden?«

»Über den Traum?« Mit ruckartigen Bewegungen drückte sie die Zigarette in einem billigen Metallaschenbecher aus. Noch nie hatte sie mit jemandem über die Einzelheiten gesprochen, auch nicht mit ihm. Nur über die Angst.

»Es ist immer dasselbe. Zum Glück lässt der Schrecken bald nach. Nur dass ich diesmal nicht zur Tagesordnung übergehen konnte. Ich hab zwar gearbeitet, war aber nicht mit dem Herzen dabei, und das macht sich bemerkbar. Ich muss immer an Dad denken, und an das Haus, ja, sogar an Mrs. Negleys kleinen schwarzen Pudel. Arme Ritter bei *Martha's*, nach der Sonntagsmesse.« Sie holte tief Atem.

»Blair, ich glaube, ich will zurück nach Hause.«

»Nach Hause? Nach Emmitsboro?«

»Genau. Hör zu, du hast mir doch erzählt, dass du gerade mit Leuten verhandelst, die das Haus mieten wollen. Kannst du das nicht noch etwas hinauszögern? Mom hätte sicher nichts dagegen.«

»Nein, natürlich nicht.« Blair registrierte die nervöse Anspannung seiner Schwester. Ihre Hand in der seinen zuckte leicht. »Clare, von New York nach Emmitsboro ist es ein langer Weg, und ich spreche jetzt nicht nur von der Anzahl der Meilen.«

»Ich bin diesen Weg schon einmal gegangen.«

»Von dort nach hier. Zurückgehen, das ist eine ganz andere Sache. Du warst seit ... wie vielen Jahren nicht mehr dort?«

»Seit neun Jahren«, informierte sie ihn. »Fast zehn. Vermutlich war es einfacher, sich ganz von dort zu lösen, nachdem wir

mit dem College angefangen hatten. Und als Mom sich dann entschloss, nach Virginia zu ziehen, gab es erst recht keinen Grund, nach Emmitsboro zurückzukehren.« Obwohl sie nicht mehr hungrig war, brach sie ein Stück von ihrem Sandwich ab und steckte es in den Mund. »Wenigstens hat sie das Haus behalten.«

»Eine gute Investition. Niedrige Steuern, keine Hypothekenbelastung. Die Mieteinnahmen betragen ...«

»Glaubst du wirklich, dass sie das Haus nur aus diesem Grund behalten hat? Wegen der Mieteinnahmen?«

Blair sah auf ihre ineinander verschlungenen Hände hinab. Er wünschte, er brächte es fertig, diese Frage einfach zu bejahen, damit seine Schwester ihren Seelenfrieden wiederfinden und sich auf die Zukunft konzentrieren könnte, statt die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen. Seine eigenen Wunden waren weitgehend vernarbt, doch sie konnten durchaus unverhofft wieder aufbrechen und die Erinnerung an seines Vaters Unehrllichkeit und seine eigene schmerzliche Ernüchterung zurückbringen.

»Nein. In dem Haus stecken zu viele Erinnerungen, und zwar hauptsächlich frohe. Ich denke, wir alle verspüren eine gewisse Bindung daran.«

»Du auch?«, erkundigte sie sich ruhig.

Ihre Augen trafen sich. In den seinen las sie Verständnis und die letzten Spuren von Schmerz. »Ich habe ihn auch nicht vergessen, wenn du das meinst.«

»Oder ihm vergeben?«

»Ich habe gelernt, damit zu leben«, entgegnete er knapp.

»Wie wir alle.«

»Ich möchte zurückgehen, Blair. Ich weiß zwar nicht, warum, aber ich muss zurückgehen.«

Blair zögerte einen Augenblick; hoffte, sie umzustimmen. Dann gab er achselzuckend nach. »Das Haus steht leer. Du kannst also schon morgen einziehen, wenn du möchtest, obwohl ich es für keine gute Idee halte, in der Vergangenheit zu wühlen, wenn man ohnehin schon an einem Tiefpunkt angelangt ist.«

»Wie du schon sagtest: Die meisten Erinnerungen sind positiver Natur. Vielleicht ist es an der Zeit, sich den negativen zu stellen.«

»Du konsultierst immer noch diesen Seelenklempner, nicht wahr?«

Clare lächelte leise. »Ab und zu. Aber meine eigentliche Therapie ist meine Arbeit, und hier kann ich einfach nicht mehr arbeiten. Ich will nach Hause, Blair. Das ist das Einzige, was ich ganz genau weiß.«

»Wann hast du das letzte Mal hinter dem Steuer gesessen?«, wollte Angie wissen.

Clare verstaute den letzten Koffer im Kofferraum ihres funkelneuen Toyota, schlug die Heckklappe zu und trat zurück. Auf seine Art war dieses Auto auch ein Kunstwerk. »Wie bitte?«, fragte sie abwesend, als sie bemerkte, dass Angie mit dem Fuß auf den Boden tappte. Diesmal trug sie stahlblaue Schlangenlederpumps.

»Ich frage, wann du das letzte Mal ein Auto von der Stelle bewegt hast.«

»Ach, das ist schon ein paar Jahre her. Eine richtige Schönheit, findest du nicht?« Liebevoll streichelte Clare den schimmernden roten Kotflügel.

»Sicher, sicher, ein richtiges Prachtstück. Mit Fünfgangschaltung, wie ich sehe. Und der Tacho geht bis hundertsechzig Meilen. Du hast seit mindestens zwei Jahren nicht mehr am Steuer gesessen, und dann gehst du hin und kaufst dir gleich einen Rennwagen?«

»Ich nehme an, dir wäre es lieber, wenn ich mir eine lahme alte Gurke von Kombi zugelegt hätte.«

»Mir wäre es lieber, wenn du dieses Monster entladen und wieder nach oben gehen würdest, wo du hingehörst.«

»Angie, wir haben dieses Thema jetzt eine Woche lang durchgekaut.«

»Trotzdem ergibt das Ganze keinen Sinn.« Erregt lief Angie auf dem Bürgersteig auf und ab, wobei sie peinlich darauf

achtete, mit dem Absatz ihrer Zweihundert-Dollar-Schuhe nicht in eine Ritze zu geraten. »Mädel, du bist kaum imstande, alleine deine Schuhe zu binden, und dann willst du mit dieser Rakete bis nach Maryland düsen?«

»Hab ich den serienmäßig eingebauten Autopiloten nicht erwähnt?« Da Angie die Bemerkung offensichtlich nicht besonders witzig fand, packte Clare sie bei den Schultern und schüttelte sie. »Hör doch bitte auf, dir dauernd Sorgen zu machen. Ich bin schon ein großes Mädchen, und ich will lediglich die nächsten sechs Monate oder so in einer ruhigen Kleinstadt verbringen, wo es nur zwei Ampeln gibt und das größte Verbrechen darin besteht, Äpfel aus Nachbars Garten zu klauen.«

»Und was zum Teufel hast du an so einem Ort verloren?«

»Ich will dort arbeiten.«

»Du kannst hier arbeiten. Gütiger Himmel, Clare, nach dieser Ausstellung fressen die Kritiker dir aus der Hand! Du bestimmst die Preise. Wenn du urlaubsreif bist, dann mach eine Kreuzfahrt oder flieg für ein paar Wochen nach Cancun oder Monte Carlo. Was um alles in der Welt zieht dich nach Emmitsburg?«

»Boro. Emmitsboro. Ruhe und Frieden zum Beispiel.« Keine von beiden zuckte mit der Wimper, als ein Taxifahrer aus seinem Wagen sprang und einen anderen Fahrer mit einem Schwall von Obszönitäten überschüttete. »Ich brauch Tapeetenwechsel, Angie. Alle Arbeiten, die ich im Laufe des letzten Monats in Angriff genommen habe, sind gründlich danebengegangen.«

»So ein Quatsch!«

»Angie, du bist meine Freundin, und eine gute dazu, aber du bist auch Kunsthändlerin. Also sei ehrlich.«

Angie öffnete den Mund, doch als Clare sie eindringlich ansah, stieß sie nur ein ungeduldiges Zischen aus.

»Nun, das war ehrlich genug«, murmelte Clare.

»Wenn du in den letzten Wochen nicht unbedingt Glanzleistungen zustande gebracht hast, dann nur deshalb, weil du dich zu sehr unter Druck setzt. Alles, was du zu der Ausstellung

gegeben hast, war fabelhaft. Du musst einfach mal abschalten, das ist alles.«

»Kann sein. Aber glaub mir, es ist nahezu unmöglich, sich in Emmitsboro irgendwie unter Druck zu setzen. Außerdem«, fügte sie hinzu und hob eine Hand, als Angie Einwände erheben wollte, »fährt man nur fünf Stunden bis dorthin. Du und Jean-Paul, ihr könnt also jederzeit vorbeikommen und euch persönlich davon überzeugen, dass ich noch lebe.«

Angie gab auf. Sie wusste nur zu gut, dass Clare von einem einmal gefassten Entschluss nicht mehr abzubringen war. »Aber du rufst an, ja?«

»Ich rufe an, ich schreibe dir, und wenn es sein muss, sende ich sogar Rauchzeichen. Jetzt sag schon ›Auf Wiedersehen‹.«

Angie durchforstete ihr Hirn nach einem letzten schlagkräftigen Argument, doch ihr wollte nichts einfallen. Und Clare stand einfach nur da, in ihren ausgebeulten Jeans, den schreiend grünen Leinenschuhen und dem violetten Sweatshirt mit einem riesigen gelben Fragezeichen auf der Brust, und lächelte sie entwaffnend an. Heiße Tränen brannten in Angies Augen, als sie die Arme ausbreitete.

»O verflucht, ich werde dich vermissen.«

»Ich weiß. Ich dich auch.« Clare umarmte die Freundin fest. Der Duft von Chanel, seit ihren gemeinsamen Tagen an der Kunstakademie Angies Markenzeichen, stieg ihr in die Nase. »Nun tu doch nicht so, als ob ich in die Fremdenlegion eintreten würde.« Sie ging auf ihr Auto zu, blieb dann stehen und fluchte leise. »Jetzt hab ich doch glatt meine Handtasche vergessen. Die muss oben liegen. Sag jetzt nichts Falsches«, warnte sie, als sie zum Haus zurückrannte.

»Dieses Mädchen wird bestimmt irgendwo falsch abbiegen und dann in Idaho landen«, brummte Angie in sich hinein.

Fünf Stunden später hatte Clare sich tatsächlich verfahren. Die Schilder verrieten ihr, dass sie sich im Staat Pennsylvania befand, doch wie sie dorthin gelangt war, wo sie eigentlich durch Delaware hätte hindurchfahren sollen, das war ihr schleier-

haft. So entschloss sie sich, das Beste aus der Situation zu machen, hielt bei einem McDonald's und stärkte sich mit einem Viertelpfunder, einer großen Portion Pommes frites und einer Cola, während sie die Karte studierte.

Sie fand schnell heraus, wo genau sie sich aufhielt, aber wie sie es geschafft hatte, sich dermaßen zu verfransen, blieb ihr ein Rätsel. Nun, daran ließ sich jetzt nichts mehr ändern. An einem mit Ketchup vollgesogenen Pommesstäbchen knabbernd, plante sie ihre Fahrtroute. Sie musste lediglich auf diese verschnörkelte blaue Linie gelangen, darauf bleiben, bis sie eine rote Linie kreuzte, rechts abbiegen und immer geradeaus weiterfahren. Sicher, die Fahrt würde sich um Stunden verlängern, aber sie stand schließlich nicht unter Zeitdruck. Ihre gesamte Ausrüstung würde erst morgen in Emmitsboro eintreffen, und wenn alles schiefging, konnte sie sich immer noch ein nettes Motel suchen und dort übernachten.

Neunzig Minuten später geriet sie durch puren Zufall auf die nach Süden führende Interstate 81. Diese Strecke war sie schon mehrmals gefahren; einmal mit ihrem Vater, als dieser sich ein Grundstück an der pennsylvanischen Grenze ansehen wollte, und einmal mit der gesamten Familie, als sie ein Wochenende bei Verwandten in Allentown verbracht hatten. Früher oder später würde sie auf dieser Strecke Hagerstown erreichen, und von dort aus konnte sogar sie mit ihrem schlechten Orientierungssinn den Weg nach Emmitsboro finden.

Es tat gut, wieder hinter dem Steuer zu sitzen, obwohl der Wagen in der Tat über ein Eigenleben zu verfügen schien. Clare genoss es, den Toyota die kurvenreiche Straße entlangzujagen. Nun, da sie selbst wieder ein Auto besaß, fragte sie sich, wie sie es nur so lange ohne das befriedigende Gefühl, der Kapitän ihres eigenen Schiffes zu sein, hatte aushalten können.

Eine ausgezeichnete Umschreibung für Ehe und Scheidung. Nein! Energisch schüttelte sie den Kopf und holte tief Atem. Daran wollte sie jetzt nicht denken.

Der Wagen verfügte über eine erstklassige Stereoanlage, die sie voll aufgedreht hatte. Zwar war es noch zu kühl, um das

Verdeck aufzuklappen – ihr Gepäck nahm ohnehin den gesamten Raum ein –, aber sie fuhr mit heruntergekurbelten Fenstern, so dass die Klänge eines alten Hits der Pointer Sisters ins Freie drangen. Im Rhythmus der Musik tappte sie mit dem linken Fuß neben der Kupplung auf den Boden.

Schon jetzt fühlte sie sich besser, mehr im Einklang mit sich selbst. Dass die Sonne schwächer und die Schatten länger wurden, betrückte sie nicht sonderlich. Die Luft roch nach Frühling, Narzissen und Hartriegel standen in voller Blüte, und sie war auf dem Weg nach Hause.

Auf halber Strecke zwischen Carlisle und Shippensburg begann der Motor zu klopfen und zu stottern, dann starb er ab.

»Was zum Henker ist denn jetzt los?« Verblüfft blieb Clare sitzen und hörte einen Moment der dröhnenden Musik zu. Ihre Augen wurden schmal, als sie auf das Armaturenbrett blickte und feststellte, dass die Benzinkontrollleuchte hämisch aufblinkte. »Scheiße!«

Kurz nach Mitternacht bog sie auf die Straße nach Emmitsboro ein. Die Horde von Teenagern, die ihr geholfen hatten, den Sportwagen an den Straßenrand zu schieben, waren von dem Auto so beeindruckt gewesen, dass sie sie förmlich um die Ehre, ihr mit ein paar Gallonen Benzin aushelfen zu dürfen, angefleht hatten.

Natürlich hatte sich Clare anschließend verpflichtet gefühlt, mit ihnen eine Weile über Autos im Allgemeinen und ihres im Besonderen zu diskutieren, sie hinter dem Steuer sitzen und den schimmernden Lack streicheln zu lassen. Ob sich die Halbwüchsigen genauso hilfsbereit gezeigt hätten, wenn sie ein hässlicher alter Mann in einem schäbigen, verbeulten Ford gewesen wäre? Irgendwie zweifelte sie daran. Jedenfalls hatte die normalerweise fünf Stunden dauernde Fahrt doppelt so viel Zeit in Anspruch genommen, und sie war fix und fertig. »Gleich haben wir's geschafft, Baby«, flüsterte sie dem Auto zu. »Dann krabbele ich in meinen Schlafsack und bin erst mal acht Stunden tot für die Welt.« Die Scheinwerfer des Toyota

bildeten die einzigen Lichtquellen auf der stockfinsternen Landstraße. Da kein weiteres Fahrzeug in Sicht war, schaltete Clare das Fernlicht ein. Zu beiden Seiten der Straße lagen Felder. Auf dem Aluminiumdach einer Scheune spiegelte sich das Mondlicht wider, und sie konnte den Umriss eines Silos erkennen. Grillen und Frösche stimmten ihr nächtliches Konzert an. Clare lauschte eine Weile. Nachdem sie eine halbe Ewigkeit in New York verbracht hatte, kamen ihr die Geräusche einer Nacht auf dem Lande unheimlich vor.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, doch dann musste sie über sich selbst lachen. »Friedvoll« war wohl der zutreffendere Ausdruck. Trotzdem drehte sie das Radio ein wenig lauter.

Auf einmal sah sie das Schild, dasselbe alte Ortsschild, das, solange sie denken konnte, an der rechten Seite der zweispurigen Landstraße stand.

WILLKOMMEN IN EMMITSBORO Gegründet 1782

Von freudiger Erregung erfüllt, bog sie links ab, rumpelte über die steinerne Brücke und folgte der sanft geschwungenen Straße, die in die Stadt führte.

Keine Straßenbeleuchtung, keine Neonreklame, keine Nachtschwärmer. Es war kaum Mitternacht, und doch lag fast ganz Emmitsboro bereits in tiefem Schlaf. Im Licht ihrer Scheinwerfer huschten dunkle Gebäude vorbei – der Supermarkt, dessen riesige Glasschaufenster genauso leer waren wie der Parkplatz davor, Millers Eisenwarenhandlung mit frisch lackiertem Geschäftsschild und heruntergelassenen Jalousien. Auf der gegenüberliegenden Seite stand das große Backsteinhaus, das, als sie ein junges Mädchen war, in drei Wohneinheiten unterteilt worden war. Im obersten Stock brannte noch Licht, fahlgelb schimmerte es durch die Vorhänge.

Die meisten Häuser waren alt und lagen etwas abseits der Straße, die Vorgärten wurden von niedrigen Hecken umsäumt. Danach kam eine Ansammlung verschiedener kleiner Geschäfte,

dann wieder Apartmenthäuser mit hölzernen oder steinernen Veranden und flatternden Markisen darüber.

Der Park. Fast meinte sie, den Geist des Kindes, das sie einst gewesen war, zu den leeren, im leichten Wind sachte hin- und herschwingenden Schaukeln rennen zu sehen.

Weitere Häuser, die meisten dunkel und still. Nur hinter wenigen Fenstern brannte noch Licht. Ab und an spiegelte sich ein Fernsehschirm flackernd im Glas. Autos parkten am Bordstein. Vermutlich unverschlossen, dachte Clare, genau wie die Mehrzahl der Haustüren nicht abgeschlossen sein würde.

Da war Martha's Lokal, die Bank und das Büro des Sheriffs, vor dem Sheriff Parker immer gesessen, Camel geraucht und über Recht und Ordnung gewacht hatte. Ob er das wohl heute noch tat?, fragte sie sich. Und ob Maude Poffenburger immer noch hinter dem Schalter des Postamtes saß und gleichzeitig mit Briefmarken auch gute Ratschläge verteilte? Spielten die alten Männer im Park immer noch Schach, und liefen die Kinder immer noch zu Abbot's Gemischtwarenhandlung hinüber, um Eis am Stiel oder Milky Way zu kaufen?

Oder hatte sich alles geändert?

Würde sie morgen früh aufwachen, nur um festzustellen, dass nichts mehr so war wie früher? Clare verdrängte diesen unerquicklichen Gedanken rasch und fuhr langsam weiter, wobei sie Erinnerungen in sich aufzog wie kühlen, klaren Wein.

Vorbei an gepflegten Vorgärten, in denen die Narzissen blühten und die Azaleen die ersten Knospen zeigten. Sie bog links in die Oak Leaf Lane ein. Hier gab es keine Geschäfte, sondern nur stille, friedliche Reihenhäuser. Gelegentlich klang Hundegebell durch die Nacht. An der Ecke Mountain View lenkte Clare den Wagen die leicht ansteigende Auffahrt hoch, deren Belag ihr Vater alle drei Jahre erneuert hatte.

Sie war fast durch die ganze Stadt gefahren, ohne einem anderen Auto zu begegnen.

Langsam, jeden Moment auskostend, stieg sie aus dem Wagen. Das Garagentor musste noch von Hand geöffnet werden, es hob sich mit einem lauten, metallischen Quietschen.

Niemand hatte sich je die Mühe gemacht, eines dieser ferngesteuerten Automatiktore zu installieren.

Zumindest würde sich hier kein Mensch an dem Krach stören, tröstete sich Clare. Die nächsten Nachbarn wohnten ein Stück weiter auf der anderen Straßenseite und hatten ihr Grundstück mit einer dichten Lorbeerhecke umgeben. Sie ging zu ihrem Wagen zurück, der mit laufendem Motor in der Auffahrt stand, um ihn in die Garage zu setzen.

Von dort aus hätte sie eigentlich direkt ins Haus gelangen können, durch die Tür zur Waschküche und dann in die Küche, doch wollte sie das Betreten des Hauses zu einem etwas dramatischeren Ereignis hochstilisieren.

So trat sie wieder ins Freie, zog das Garagentor zu und schlenđerte langsam die Auffahrt entlang, um in aller Ruhe einen Blick auf das Haus zu werfen.

Ihren Schlafsack und das Gepäck hatte sie im Auto vergessen und sich an ihre Handtasche nur deshalb erinnert, weil diese die Schlüssel zur Vorder- und Hintertür enthielt. Ihre Erinnerungen überfluteten sie mit Macht, als sie die Stufen von der Auffahrt zur vorderen Terrasse emporstieg. Die Hyazinthen blühten bereits, und der süße, zarte Duft hing in der Luft.

Clare blieb stehen und sah das Haus ihrer Jugend lange an. Ein dreistöckiges, aus Holz und Stein errichtetes Gebäude, dessen Holzteile früher immer weiß, mit blau abgesetzt, gestrichen worden waren. Die großzügig angelegte, überdachte Veranda umgab ein schmiedeeiserner Gitterzaun, elegant geschwungene, schlanke Säulen trugen das Dach. Auch das alte Tor, auf dem sie so viele Sommerabende verträumt hatte, war noch da. Ihr Vater hatte stets Zuckererbsen daneben angepflanzt, deren würziger Duft sie einlullte, wenn sie auf dem Tor schaukelte.

Die widersprüchlichsten Gefühle stiegen in ihr auf, als sie den Schlüssel in das alte Messingschloss steckte. Knarrend und stöhnend ging die schwere Holztür auf.

Sie fürchtete sich nicht vor Geistern. Sollten hier welche hausen, dann konnten sie ihr nur wohlgesonnen sein. Wie um

sie willkommen zu heißen, blieb Clare eine volle Minute lang im Dunkeln stehen.

Dann schaltete sie das Licht in der Halle ein, das auf die frisch geweißten Wände fiel und den gebohnerten Eichenholzfußboden warm schimmern ließ. Blair hatte bereits veranlasst, dass das Haus für die neuen Mieter hergerichtet wurde, ohne zu ahnen, dass seine Schwester der neue Mieter sein würde.

Es kam ihr seltsam, irgendwie unrichtig vor, das Haus leer vorzufinden. Irgendwie hatte sie gehofft, dass es sich überhaupt nicht verändert haben würde; dass sie einfach hineingehen und sich wieder daheim fühlen könnte, so, als käme sie gerade aus der Schule statt von einer sehr langen Reise zurück. Inzwischen war sie erwachsen geworden.

Einen kurzen Augenblick lang sah sie alles wieder so vor sich, wie es früher gewesen war: der schöne alte Ausziehtisch an der Wand, auf dem stets eine mit Veilchen gefüllte grüne Glasvase gestanden hatte, darüber ein antiker Spiegel mit glänzendem Messingrahmen. Der vielarmige Kleiderständer in der Ecke, der lange, schmale Läufer auf den blanken Dielen. Der kleine Setzkasten, in dem ihre Mutter ihre Fingerhutsammlung aufbewahrte.

Doch als sie einmal zwinkerte, war die Halle wieder leer, nur eine einsame Spinne webte in einer Ecke sachte ihr Netz.

Ihre Handtasche fest an sich gepresst, ging sie durch die Räume; das große vordere Wohnzimmer, das Arbeitszimmer, die Küche.

Die Elektrogeräte waren neu, bemerkte sie. Elfenbeinfarben schimmernd hoben sie sich von den dunkelblauen Keramikfliesen und dem hellblauen Boden ab. Doch anstatt auf die Terrasse hinauszugehen – für den Anblick fühlte sie sich noch nicht gewappnet –, wandte sie sich ab und lief durch die Halle zur Treppe hinüber.

Ihre Mutter hatte Pfosten und Geländer gewöhnlich auf Hochglanz poliert. Das alte Mahagoniholz fühlte sich so glatt und sanft wie Seide an. Unzählige Hände und kindliche Hinterteile waren darüber hinweggeglitten.

Oben fand sie als Erstes ihr altes Zimmer wieder, das erste auf der rechten Seite, wo sie den Träumen ihrer Kindheit und Jugend nachgegangen hatte. Dort hatte sie sich für die Schule angekleidet, mit ihren Freundinnen Geheimnisse ausgetauscht, Luftschlösser gebaut und sich ihren Kummer von der Seele geweint.

Wie hätte sie denn ahnen sollen, dass es so schmerzlich sein würde, die Tür zu öffnen und in einen verlassenem, leeren Raum zu blicken? Ihr war, als wäre alles, was sie je innerhalb dieser vier Wände getan hatte, auf immer ausgelöscht. Seufzend knipste sie das Licht aus, ließ jedoch die Tür offen.

Direkt gegenüber lag Blairs altes Zimmer, dessen Wände er mit Postern seiner Helden, von Superman über Brooks Robinson bis hin zu John Lennon, geschmückt hatte. Daneben das Gästezimmer, das ihre Mutter mit Spitzendecken und Sattinkissen ausgestattet hatte. Hier pflegte Granny, ihre Großmutter väterlicherseits, zu schlafen, wenn sie – wie jedes Jahr – eine Woche bei ihnen verbrachte, ehe sie einem Schlaganfall erlag.

Und hier war das Badezimmer mit dem hohen Waschbecken und den im Schachbrettmuster angeordneten grünen und weißen Bodenfliesen. Während ihrer gesamten Jugend hatten sie und Blair um den Besitz dieses Raumes gekämpft wie zwei Hunde um einen saftigen Knochen.

Langsam ging Clare durch die Halle zurück in das große Schlafzimmer, in dem ihre Eltern Nacht für Nacht geredet, sich geliebt und geschlafen hatten. Sie erinnerte sich noch genau daran, wie sie auf dem pink- und lavendelfarbenen Teppich gesessen und ihrer Mutter zugesehen hatte, sobald diese mit all den faszinierenden Fläschchen und Tiegeln auf ihrer Frisierkommode hantierte, wenn sie sich zurechtmachte. Wie oft hatte ihr Vater vor dem Spiegel mit seiner Krawatte gekämpft! Der Raum war immer vom Duft nach Old Spice und Glyzinien erfüllt gewesen. Fast meinte Clare, diesen vertrauten Duft auch jetzt noch wahrzunehmen.

Der Kummer trieb ihr die Tränen in die Augen. Halb blind

stolperte sie ins Badezimmer, drehte den Hahn auf und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Vielleicht hätte sie sich mit der Rückeroberung des Hauses mehr Zeit lassen und sich nur einen Raum pro Tag vornehmen sollen. Die Hände auf das Waschbecken gestützt, blickte sie hoch und betrachtete sich im Spiegel.

Viel zu blass, stellte sie fest. Dunkle Schatten lagen unter ihren Augen, ihr Haar war ein einziger unordentlicher Wust. Was wiederum eher die Regel als die Ausnahme bildete, da sie zu faul war, um regelmäßig zum Friseur zu gehen, und stattdessen selber daran herumschnippelte. Irgendwo musste sie einen Ohrring verloren haben. Oder sie hatte vergessen, ihn überhaupt erst anzustecken.

Sie war gerade im Begriff, sich das Gesicht mit dem Jackenärmel abzutrocknen, als ihr einfiel, dass Wildlederjacken eine solche Zweckentfremdung übelnahmen. In ihrer Handtasche steckten Papiertaschentücher, doch die Tasche hatte sie während ihres Rundganges irgendwo abgestellt.

»So weit, so gut«, murmelte sie ihrem Spiegelbild zu und schrak zusammen, als ihre Stimme in dem leeren Haus widerhallte. »Genau hier wollte ich hin«, sagte sie in einem etwas bestimmteren Tonfall. »Hier gehöre ich hin. Ich fürchte nur, es wird schwerer, als ich dachte.«

Entschlossen wischte sie sich die Wassertropfen mit bloßen Händen aus dem Gesicht und wandte sich vom Spiegel ab. Jetzt würde sie hinuntergehen, ihren Schlafsack holen und sich erst einmal gründlich ausschlafen. Sie war erschöpft und daher überempfindlich. Und morgen früh würde sie noch einmal durch das Haus gehen und überprüfen, was sie besorgen musste, um ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten.

Gerade als sie ins Schlafzimmer ihrer Eltern zurückging, hörte sie die Vordertür knarren.

Ihre erste Reaktion war blinde Panik. Ihre allzu lebhaftes Fantasie gaukelte ihr Bilder einer Horde von Sträflingen vor, die gerade aus dem nur zwanzig Meilen entfernten Staats-

